

Geschichte intellektuell

Theoriegeschichtliche Perspektiven

Herausgegeben von
Friedrich Wilhelm Graf, Edith Hanke
und Barbara Picht



Mohr Siebeck

Geschichte intellektuell



Geschichte intellektuell

Theoriegeschichtliche Perspektiven

Herausgegeben von

Friedrich Wilhelm Graf, Edith Hanke und
Barbara Picht

Mohr Siebeck

Friedrich Wilhelm Graf ist emeritierter Professor für Systematische Theologie und Ethik an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Edith Hanke ist Generalredakteurin der Max Weber-Gesamtausgabe bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München.

Barbara Picht ist Akademische Mitarbeiterin an der Axel Springer-Stiftungsprofessur für deutsch-jüdische Literatur- und Kulturgeschichte, Exil und Migration an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder).

ISBN 978-3-16-153317-4 / eISBN 978-3-16-154161-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2015 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohr.de

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und V erarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Hubert & Co. in Göttingen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

Den Umschlag entwarf Uli Gleis in Tübingen; Umschlagabbildung „Tag“ von Daniela Hussel, 2010, Öl auf Leinwand, 120 x 160 cm (Ausschnitt), <http://www.daniela-hussel.de/>.

Inhaltsübersicht

Friedrich Wilhelm Graf

Einleitung: Problemgeschichte(n) denken. Zu Gangolf Hübingers impliziter Historik 1

I. Zur Theorie der Geschichte: Selbstreflexion und Impulse

Karl Schlögel

Chronotop – Überlegungen zur Räumlichkeit von Geschichte nach dem „spatial turn“ 19

Reinhard Blänkner

Geschichte und Geschehen. Zur Historizität der „Geschichte“ als Wissensform 38

Barbara Picht

Moderne denken. Zeittheorien bei Bauman, Braudel und Koselleck 56

Walter Erhart

Literaturgeschichte denken 66

Lutz Raphael

„Gescheiterte Krisen“. Geschichtswissenschaftliche Krisensemantiken in Zeiten postmoderner Risikoerwartung und Fortschrittskepsis 78

Dieter Langewiesche

Laien-Historiographie mit hohem Anspruch. Naturwissenschaftler erklären Geschichte: Emil du Bois-Reymond und Justus von Liebig 93

II. Geschichtsdenker und Geschichtsintellektuelle

Wolfgang Hardtwig

„Die Geschichte des Revolutionszeitalters“. Ein neues Hauptwerk von Jacob Burckhardt 115

<i>Edith Hanke</i>	
Max Weber und die historische Empirie	137
<i>Guenther Roth</i>	
Archivrecherchen im Umfeld von Max Weber	154
<i>Max Spohn</i>	
Eine frühe Form der historischen Soziologie: Stefan Czarnowski	165
<i>Benedikt Stuchtay</i>	
Eric Hobsbawm und Victor Kiernan über Revolution und Expansion.....	184
<i>Sérgio da Mata</i>	
Geschichts-Intellektuelle in der Krise. Das Unbehagen in der heutigen brasilianischen Geschichtswissenschaft	202
 <i>III. Geschichtsdenken interdisziplinär</i> 	
<i>Wolf Feuerhahn</i>	
Was ist ein Streitbegriff? Über den „Prozeß der Zivilisation“ bei Norbert Elias	219
<i>Wolfgang Schwentker</i>	
„Karisuma“ in Japan? Übersetzung, Deutung und Anwendung einer fremdkulturellen Kategorie	238
<i>Christian Hörnlein</i>	
Abgrenzungen und politische Konversionen. Anmerkungen zum Konzept sozialmoralischer Milieus bei M. Rainer Lepsius	257
<i>Beate Henn-Memmesheimer</i>	
Geschichte als Wortgeschichte denken. Eine linguistische Perspektive auf <i>Kult</i>	275
<i>Bożena Chotuj</i>	
Vergessen aus Mangel an Beweisen? Die <i>Solidarność</i> -Frauen im toten Winkel von Denkgewohnheit und Methodentradiation der polnischen historischen Forschung	297
<i>Dittmar Dahlmann</i>	
Peter Simon Pallas' wissenschaftliches Werk und die Entfaltung der Wissenschaften an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert	314

Klaus Weber

Von der Plantage zum „working prison“. Ein kurzer Überblick zur
Historiographie der Sklaverei 335

Hinnerk Bruhns

Über die Ökonomie der Historiker und die Historie der Ökonomen.
Streiflichter vom Beginn des 20. Jahrhunderts 356

Barbara Beßlich

Von der „Alchemie der Zukunft“ zum Glauben der Väter. Hermann Bahrs
Erlösungshoffnung und Geschichtsdenken zwischen Nationalökonomie
und Katholizismus 373

IV. Europa als Schauplatz und Problem der Historiographie

Christoph Cornelißen

Transnationale Geschichte als Herausforderung an die
Europa-Historiographie 389

Christof Dipper

Die Vielfalt der Moderne. Darmstadt um 1900 405

Roger Chickering

Thomas Mann auf Hamsterfahrt. Selbstisolierung und Deutungsansprüche
des Intellektuellen im Krieg 1914-1918 427

Friedrich Lenger

Krieg, Nation und Kapitalismus 1914-1918. Werner Sombart, seine
Freunde, Kollegen und das *Archiv für Sozialwissenschaft und
Sozialpolitik* 446

Meike G. Werner

Freideutsche Jugend und Politik. Rudolf Carnaps *Politische Rundbriefe*
1918 465

Nikolai Wehrs

Ernst Troeltschs politische Auslandskontakte nach 1918 487

Kurzbiographien der Autorinnen und Autoren	513
Abkürzungen	521
Personenregister	523

Einleitung: Problemgeschichte(n) denken

Zu Gangolf Hübingers impliziter Historik

Friedrich Wilhelm Graf

Sehr viel stärker als andere deutschsprachige Historiker seiner Generation hat Gangolf Hübinger sich mit großer Konsequenz die Grundfrage aller modernen Theorie historischen Erkennens gestellt: Was ist die spezifische Aufgabe akademischer Geschichtswissenschaft in der modernen pluralistischen Gesellschaft? Mit seinem stark ausgeprägten Interesse an begrifflicher Klarheit hat Hübinger die Frage, welche Geschichtswissenschaft die Gesellschaft denn brauche, in drei Fragen epistemologisch differenziert: Was ist die Eigenart geschichtswissenschaftlichen Erkennens im Unterschied zu anderen wissenschaftlichen Erkenntnisweisen? Was ist die genuine Aufgabe akademischer Geschichtsforschung im Verhältnis zu den vielen anderen, außerhalb des Wissenschaftssystems stattfindenden Aktivitäten zur Erzeugung und Verbreitung von Geschichtsbildern? Wie ist also, dieselbe Frage noch einmal anders formuliert, das Verhältnis von kulturellem Gedächtnis und professionellem historischen Erkennen zu bestimmen? Was unterscheidet den akademisch trainierten Geschichtsexperten von den vielen anderen Geschichtsbild-Produzenten in der Gesellschaft – oder: was sollte ihn unterscheiden? Und schließlich die dritte Frage: Wie unterliegen die von Historikern seit 1800 vielfältig entworfenen Selbstdeutungen ihrer Professionsrolle, also ihre diversen Konzepte der besonderen Aufgabe der Geschichtswissenschaft als einer disziplinär selbständigen Geistes-, Kultur- oder Historischen Sozialwissenschaft, ihrerseits historischem Wandel? Schon die Vorgehensweise Hübingers beim Versuch der Beantwortung dieser Fragen lässt eine Eigenart seiner professionellen Selbstreflexion erkennen: Er wahrt Skepsis gegenüber allen Ansprüchen einer *systematischen Historik*, das besondere Erkenntnisgeschäft des Historikers auf einen abschließenden Begriff bringen zu können. Gerade weil er seit den Tagen der Arbeit an der bei Wolfgang J. Mommsen geschriebenen Dissertation über Georg Gottfried Gervinus¹ den deutschsprachigen protestantisch imprägnierten Historik-Diskurs der großen Fachhistoriker des 19.

¹ Gangolf Hübinger, *Georg Gottfried Gervinus. Historisches Urteil und politische Kritik*, (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Band 23), Göttingen 1984.

Jahrhunderts hervorragend kennt und immer wieder auf die Historik Johann Gustav Droysens Bezug nimmt, betont er in seinen diversen Arbeiten zur Selbstreflexion der Geschichtswissenschaften durchgängig einen kognitiven Vorrang wissenschaftsgeschichtlicher Besinnung vor der reinen Theorie. Mit Blick auf die seit den späten 1980er Jahren und zu Beginn dieses Jahrhunderts geführte Debatte „Wozu Geisteswissenschaften?“ und die von Autoren wie Wolfgang Frühwald entfaltete These, dass sich in den Geistes- oder Kulturwissenschaften „moderne Gesellschaften ein Wissen von sich selbst in *Wissenschaftsform* verschaffen“², vertritt er die These, dass diese Bestimmung der Aufgabe der Geisteswissenschaften „einen Primat der Wissenschaftsgeschichte vor der Theorie“³ impliziere. Obwohl er in all seinen Arbeiten so gut wie nie Immanuel Kant selbst zitiert, gibt er sich doch zutiefst überzeugt davon, dass der Historiker vom Fach die gedankliche Anstrengung des „Kantischen Turnens“ auf sich nehmen müsse. Aber mit dieser Turnerei ist gerade keine rein begrifflich entfaltete Kritik der historischen Urteilskraft intendiert, sondern eine kategorial geleitete, an Gegenwartsproblemen orientierte historisierende Selbstreflexion des Fachhistorikers auf die Geschichte seiner eigenen Disziplin. Gangolf Hübinger sucht die für die modernen Geistes- und Kulturwissenschaften grundlegende historistische Dauerrevolution gerade darin ernst zu nehmen, dass er sich jede Spekulation, auf die widersprüchliche Vielfalt geschichtlicher Lebenswelten von irgendeinem außergeschichtlichen, metahistorischen Standort blicken zu können, von vornherein verbietet. Ein Hang zu Geschichtsmetaphysik und holistischen Theorien ist ihm fremd. Er kennt durchaus eine eigene Historik oder Theorie gelehrter Geschichtsforschung. Aber diese entfaltet er immer nur implizit, in teils affirmativer, teils kritischer Rekonstruktion des „Geschichtsdenkens“ oder der „Historik“ anderer. Dabei sucht er fortwährend aktuelle Diskussionslagen, etwa die neueren Debatten um die diversen kulturwissenschaftlichen „turns“ – linguistic turn, semiotic turn, pictorial turn, spatial turn, postcolonial studies, Mikrogeschichte, das alles dann immer noch einmal differenzierbar in Gender-Perspektiven und so fort –, auf ältere, als klassisch geltende Positionen zu beziehen – und umgekehrt. Gegenüber linearen Fortschrittskonzepten und allen sonstigen Teleologien zeigt er sich dabei höchst skeptisch, reserviert. Wenn es in der Fülle seiner Arbeiten zur Fachgeschichte und zum Geschichtsdenken in der Moderne einen harten Kern gibt, dann ist es die Hochschätzung zweier Heidelberger Meisterdenker um 1900: Gangolf Hübinger ist

² Wolfgang Frühwald/Hans Robert Jaub/Reinhart Koselleck, *Geisteswissenschaften heute. Eine Denkschrift*, Frankfurt am Main 1991, 40.

³ Gangolf Hübinger, „Wertekollisionen im frühen 20. Jahrhundert. Die Kompetenz der Geisteswissenschaften zur Deutung sozialer Wirklichkeit“, in: Rüdiger vom Bruch/Brigitte Kaderas (Hg.), *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*, Stuttgart 2002, 75–83, 75 (Kurztitel: Hübinger, Wertekollisionen im frühen 20. Jahrhundert).

davon überzeugt, dass man bei Ernst Troeltsch und mehr noch bei Max Weber über methodisch diszipliniertes, darin wissenschaftliches geschichtliches Erkennen bzw. über Geschichtsforschung noch immer sehr viel mehr lernen kann als bei den meisten Geschichtsexperten und speziell Historik-Produzenten der Gegenwart.

Hat ‚die Geschichte‘ nicht aus oder in sich selbst eine Ordnung oder gar einen inneren Sinn, muss der Historiker eine relative Ordnung der zu erkennenden geschichtlichen Welt selbst erzeugen. Dabei sieht er sich einem elementaren Problem konfrontiert: Als Historiker ist er immer schon in jene geschichtliche Welt ‚verstrickt‘, die doch das Objekt seiner Erkenntnis bilden soll. Für Gangolf Hübingers historisierenden Denkstil ist es nun kennzeichnend, dass er sich bei der Deutung und Bearbeitung solcher Probleme gern an Klassikern orientiert und zugleich auf aktuelle Debattenlagen Bezug nimmt. Hübinger ist, bei allem selbstbewussten Eigensinn, ein dezidiert dialogischer Geschichtsdenker, der seine Sicht der Probleme vor allem im Austausch mit anderen, oft in überlegter Gleichzeitigkeit von zustimmender Rezeption und Abgrenzung, entwickelt. Für das alte „immer schon“-Problem knüpft er insbesondere an Arbeiten Reinhart Kosellecks, vor allem dessen Studien zu „Erfahrungswandel und Methodenwechsel“ an. Die besondere Leistungskraft von Kosellecks „Historik“ sei es, den jeden Historiker bestimmenden „Wirkungszusammenhang“ zu erhellen, „der zwischen dem Erfahren der Gegenwart und Erforschen der Vergangenheit besteht“.⁴ Mit Koselleck hätten Historiker zu „begreifen, wie Erfahrungsquellen immer durch kulturelle Deutungsmuster gefiltert [werden] und solche Kulturmuster wiederum immer auf Erfahrungen beruhen“.⁵ „Aus diesem Zirkel kann niemand aussteigen“⁶ – weil ja der kantianisch informierte Verzicht auf irgendeine „Geschichtsmetaphysik“ keinerlei Ort des Denkens jenseits der immer schon geschichtlich bestimmten individuellen Erfahrungswelt des Historikers anzuvisieren oder gar zu erreichen erlaubt. Das Ja zum „anthropologischen Zirkel aus Erfahrung und Beobachtung“ wird von Hübinger mehrfach affirmiert: „Es kann nicht gelingen, ihn zu durchbrechen, alle intellektuelle Anstrengung muss sich darauf richten, ihn produktiv zu machen.“⁷

Wo es keine aus sich oder in sich selbst evidente Ordnung ‚der Geschichte‘ gibt, besteht hoher Bedarf daran, denkend, etwa durch rationale Begriffsbildung, relative Übersichtlichkeit zu erzeugen. Immer wieder zählt Gangolf Hübinger in seinen Texten auf, was man auseinanderhalten muss oder dringend zu unterscheiden hat. Seine große Sorge, dass im „Zeitalter der plurali-

⁴ Gangolf Hübinger, *Über die Aufgaben des Historikers* (Reihe Pamphletliteratur, Band 3), Berlin 2012, 22 (Kurztitel: Hübinger, *Über die Aufgaben des Historikers*).

⁵ Ebd., 23.

⁶ Ebd., 23.

⁷ Ebd., 24.

sierten Massenkultur das Geschichtswissen diffus geworden“ sei, begründet er mit drei von ihm beobachteten „Auflösungstendenzen“: der „Auflösung der Geschichte in Gedächtnispolitik“, ihrer „Auflösung in Eventmarketing“, ihrer „Auflösung in literarische Erzählung“.⁸ Mit Wolfgang Hardtwig unterscheidet er „drei Stadien in der Problementwicklung des modernen Geschichtsdenkens“: erstens die von „Weltfrömmigkeit“ – dies ist ursprünglich ein Begriff Goethes – geprägte „Geschichtsreligion“ des klassischen deutschen Historismus, zweitens die Denkrevolution um 1900 mit der Etablierung von Geschichtswissenschaft als Forschung, drittens die radikale Dauerkonkurrenz höchst unterschiedlicher Geschichtsbilder auf dem postmodernen „Geschichtsmarkt“ der Gegenwart.⁹ Mit Koselleck differenziert er drei zeitliche Erfahrungsdimensionen, denen dann die Formen methodologisch reflektierter Geschichtsschreibung entsprechen sollen: das Aufschreiben, das Fortschreiben und das Umschreiben.¹⁰ Und immer wieder interessieren ihn die tiefen kognitiven, um 1900 dramatisch wachsenden Spannungen zwischen konkurrierenden Ordnungen des Lebens: die „Spannungen zwischen religiöser, politischer und wirtschaftlich-sozialer Ordnung“.¹¹

Auch den modernen Historiker, also auch sich selbst, sieht Gangolf Hübinger in drei unterschiedlichen Rollen gefragt – in Rollen jedoch, die der moderne Fachhistoriker in sich vereinen können soll: „Als intellektueller Fremdenführer konfrontiert er seine Gegenwart mit der Fremderfahrung der Vergangenheit und beweist einen Spürsinn für relevante Perspektiven. Als Fachmann für die gedankliche Ordnung der Probleme verarbeitet er die Erfahrungsbestände vergangener Epochen mit begriffsklaren Konzepten und vermeidet extreme Kehrtwendungen von der Theoriebesessenheit zur Theorievergessenheit. Als Lotse des Umschreibens der Geschichte wahrt er eine kritische Distanz zu den Klippen der Geschichtspolitik und der Moralisierung wie zu den seichten Gewässern reiner Eventkultur.“¹²

Die Messlatte für professionelle Kompetenz wird hier sichtlich hoch gelegt. Deshalb braucht der Geschichtswissenschaftler von Beruf beim „Auf-, Fort- und Umschreiben jeden Gegenstandes den souveränen Umgang mit sechs K-Wörtern“: mit Kontingenz, Komplexität, Konstellationen, Kontexten, Konflikten und Kontinuitäten. Man spürt als Leser den Willen zu Form und klarer Übersichtlichkeit. Aber man ist auch dankbar dafür, dass im Deutschen „Chaos“ nicht mit K geschrieben wird. Und man gerät ins Grübeln: Müssen die K-Wörter untereinander irgendeine Stimmigkeit repräsentieren? Dies tun

⁸ Ebd., 10.

⁹ Ebd., 29.

¹⁰ Ebd., 24 f.

¹¹ Gangolf Hübinger, „Protestantische Kultur im wilhelminischen Deutschland“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 16.1 (1991), 174–199, 191 (Kurztitel: Hübinger, Protestantische Kultur im wilhelminischen Deutschland).

¹² Hübinger, Über die Aufgaben des Historikers, 65 f.

sie aber gerade nicht. Es ist ja nicht auszuschließen, dass die professionelle Arbeit an der „Kontingenz“ in Spannung zur intendierten Erfassung von „Kontinuitäten“ steht, der Historiker also in sich selbst einen epistemologischen „Konflikt“ austragen muss. Und fehlt nicht ein wichtiges siebtes „K-Wort“ historischer Erkenntnispraxis: die nun einmal unvermeidliche „Konkurrenz“ im Gebiet des Geistigen?

Bei Gangolf Hübinger geschieht dies oft und sehr gern zunächst so, dass von der eigenen Rationalität der Zahl Gebrauch gemacht wird. Zwar hat er, anders als Max Weber für seine Untersuchung *Zur Psychophysik der industriellen Arbeit*, keine „50000 Rechenexempel in 6 Wochen“¹³ durchgeführt. Trotz aller Absage an jede Geschichtsmetaphysik schätzt er insbesondere die luzide Klarheit der „drei“, wohl ein später, nicht bewusster Anklang an die Trinitätslehren der christlichen Theologen mit ihren allumfassenden Weltordnungsspekulationen. Obgleich Hübinger sich immer wieder von Hegel abgrenzen zu müssen meint, teilt er dessen im Tübinger Stift erworbenen Glauben, mithilfe der „drei“ Vernunft in die Geschichte bringen zu können. Jedenfalls zeigt er großes präreflexives Vertrauen in die Ordnungskraft der Dreifaltigkeit. Aus den Geschichtsdiskursen des deutschen Vormärz übernimmt er die Unterscheidung *dreier* Gestalten von Historikern: „Historiker der Stube“, „Historiker des Salons“, „Historiker des Lebens“.¹⁴ Untersucht er ganz im Sinne von Transferforschung und *histoire croisée* die Wirkungen Friedrich Nietzsches in Deutschland, Frankreich und Polen, fordert Hübinger eine vergleichende Analyse in „drei Stufen“ ein. „Gemeint ist ein *dreistufiger* Analysevorgang, um zu ermitteln, wie ‚Klassiker‘ jeweils in die Gedächtnisspeicher nationalkultureller Selbstdeutungen eingebaut werden.“¹⁵ Lässt Hübinger Nietzsche fragen: „Welche Vergangenheit braucht die Zukunft?“ füllt die Antwort abermals triadisch aus: „Zumindest mit *drei* seiner Antworten provozierte und stimulierte er vor allem die jungen Intellektuellen.“¹⁶ Fragt er nach dem „posthumen Wandel des Rathenau-Bildes“, entdeckt er 2003 „drei Strategien, mit denen das Interesse, mit Rathenau Geschichte zu schreiben und umzuschreiben, neu belebt wird“ – mit der Folge, dass er selbst nun „drei unterschiedliche Ebenen markiert, auf denen Rathenau symbolische Reprä-

¹³ Dazu siehe den Brief Max Webers an Paul Siebeck vom 8. Januar 1909, in: Max Weber, *Briefe 1909–1910*, hg. von M. Rainer Lepsius und Wolfgang J. Mommsen in Zusammenarbeit mit Birgit Rudhard und Manfred Schön (*MWG II/6*), Tübingen 1994, 19.

¹⁴ Hübinger, *Über die Aufgaben des Historikers*, 64.

¹⁵ Gangolf Hübinger, „Einleitung: Nietzsches Europa – Europas Nietzsche“, in: Ders./Andrzej Przystyński (Hg.), *Europäische Umwertungen/Europejskie przewartościowania. Nietzsches Wirkung in Deutschland, Polen und Frankreich/Recepcja Nietzschego w Niemczech, Polsce i Francji*, (Studien zur Ethik in Ostmitteleuropa, Band 10), Frankfurt am Main u. a. 2007, 11–19, 12.

¹⁶ Ebd., 13.

sensation zugeschrieben wird“.¹⁷

Bei dieser Hochschätzung der sei es Klarheit bringenden, sei es Ordnung nur suggerierenden „Drei“ kann es nicht verwundern, dass Gangolf Hübinger den modernen Historiker „in drei Rollen“ gefragt sieht, so dass seine professionelle Kompetenz als dreieinige auszulegen ist. Deshalb muss der Geschichtswissenschaftler von Beruf auch weiter als nur bis drei zählen können: zunächst bis *zwei mal drei = sechs*. Mit den sechs K-Wörtern ist des Zählens noch lange nicht genug. In seiner gewichtigen Einleitung zu *Kritik und Mandat* unterscheidet Hübinger mit Blick auf die politischen Interventionsstrategien von Intellektuellen, die ja immer auch „die ‚relative‘ Preisgabe ihrer Autonomie zugunsten des politischen Engagements“ bedeute, vier unterschiedliche politische Handlungsebenen: als erste Ebene „die Knüpfung von Kommunikationsnetzen“ zur Mobilisierung und Organisation politischer Öffentlichkeiten; als zweite Ebene die Selbstdefinition und aktive Tätigkeit von Intellektuellen als Berater in staats- oder parteinahen Expertengremien; drittens der explizite innerparteiliche Kampf um ein parteipolitisches Mandat und, im Falle des Wahlsiegs, die Übernahme von Verantwortung in Stadträten, Landesparlamenten oder dem Reichstag – bis hin viertens zur zeitlich befristeten leitenden Tätigkeit als Staatssekretär, Minister oder – man denke nur an Theodor Heuss – Staatspräsident.¹⁸ Auch für den Protestantismus im Kaiserreich nimmt Hübinger neben dem liberalen Kulturprotestantismus noch „drei weitere protestantische Fraktionen“ – konservatives Kulturluthertum, populistischen Nationalprotestantismus, freireligiöse Strömungen – in den Blick.¹⁹

Gangolf Hübinger, geboren am 22. August 1950 in Düsseldorf, gehört zur Generation der ersten geborenen Bundesdeutschen. Diese Generation hat den Zweiten Weltkrieg nicht mehr miterlebt, ist aber im Schatten des Krieges, in den von den Zeithistorikern inzwischen höchst gegensätzlich gedeuteten „fünfziger Jahren“ sozialisiert worden. Wer 1950 in Westdeutschland geboren wurde, hat als Gymnasiast in der Oberstufe oder als junger Student in den ersten Semestern die studentische Revolution der „68er“ miterlebt und den tiefgreifenden gesellschaftlichen Wandel hin zu einer offeneren, liberaleren, durch ganz neue Vielfalt unterschiedlichster Lebensstile geprägten Gesellschaft, die zunehmend zu einer Einwanderungsgesellschaft wurde. Anders als viele Historiker seiner Generation hat Gangolf Hübinger seinen durch diese

¹⁷ Gangolf Hübinger, „Rathenau – Das Opfer. Zum posthumen Wandel des Rathenau-Bilds“, in: Karl-Heinz Hense/Martin Sabrow (Hg.), *Leitbild oder Erinnerungsort? Neue Beiträge zu Walther Rathenau*, Berlin 2003, 123–132, 131.

¹⁸ Gangolf Hübinger, „Die politischen Rollen europäischer Intellektueller im 20. Jahrhundert“, in: Ders./Thomas Hertfelder (Hg.), *Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik*, (Stiftung Bundespräsident Theodor-Heuss-Haus. Wissenschaftliche Reihe, Band 3), Stuttgart 2000, 30–44, 39 f.

¹⁹ Hübinger, *Protestantische Kultur im wilhelminischen Deutschland*, 175.

Erfahrungswelten geprägten individuellen Geschichtssinn nicht auf die Erschließung der nationalsozialistischen Vergangenheit des Landes konzentriert. Er ging in der bereits erwähnten Gervinus-Dissertation, aber auch in seiner großen, stark von Dieter Langewiesches Liberalismus-Studien²⁰ inspirierten Habilitationsschrift über „Kulturprotestantismus und Politik“²¹ und in Arbeiten zu Theodor Mommsen²² in die Wissenschaftsgeschichte, Ideengeschichte und auch Religionsgeschichte des langen 19. Jahrhunderts zurück – im Wissen darum, dass keinerlei kognitive Regression in eine als „leitende Orientierungswissenschaft“ gedachte Geschichtswissenschaft möglich ist.²³

Ihn interessierte Konfessionalität als ein gerade im Kaiserreich wichtiger Faktor „kultureller Vergesellschaftung“²⁴, und er fragte, hier natürlich stark von „Max Webers Fragestellung“ geprägt, nach der Wirkweise und Durchsetzungskraft von Ideen, nach der „Ideenzirkulation“. So sind auch die zahlreichen Arbeiten über „Verleger als Kulturberuf“²⁵, die religiös-weltanschauliche Fragmentierung des deutschen Verlagswesens²⁶, „Verlagswesen und Geschichtspolitik“²⁷, „Journalisten“ und „Literaten“²⁸, und speziell den

²⁰ Dieter Langewiesche, *Liberalismus in Deutschland*, Frankfurt am Main 1988; Ders. (Hg.), *Liberalismus im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich*, Göttingen 1988.

²¹ Gangolf Hübinger, *Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland*, Tübingen 1994.

²² Gangolf Hübinger, *Theodor Mommsen und das Kaiserreich*, (Friedrichruher Beiträge, Band 22), Friedrichruh 2003.

²³ Gangolf Hübinger, „Geschichte als leitende Orientierungswissenschaft im 19. Jahrhundert“, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 11 (1988), 149–158; Ders., „Wissenschaftliche Politik und Historismus“, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs in 5 Bänden, Band 3: Die Epoche der Historisierung*, Frankfurt am Main 1997, 340–352.

²⁴ Dazu siehe insbesondere: Gangolf Hübinger, „Confessionalism“, in: Roger Chickering (Ed.), *Imperial Germany. A Historiographical Companion*, Westport, Connecticut/London 1996, 156–184.

²⁵ Gangolf Hübinger, „Verleger als Kulturberuf. Massenkommunikation im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert“, in: *Buchhandelsgeschichte* 2001.1, B 20–B 29.

²⁶ Gangolf Hübinger und Helen Müller, „Politisches, konfessionelles und weltanschauliches Verlagswesen“, in: *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*, Band. 1/1, im Auftrag der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels hg. von Georg Jäger/Dieter Langewiesche/Wolfram Siemann, Frankfurt am Main 2001, 347–405.

²⁷ Gangolf Hübinger, „Verlagswesen und Geschichtspolitik. Eine Forschungsskizze“, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rüsen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs Band 5: Globalisierte Konflikte, Erinnerungsarbeit und Neuorientierungen seit 1945*, Frankfurt am Main 1999, 284–296.

²⁸ Gangolf Hübinger, „Journalist‘ und ‚Literat‘. Vom Bildungsbürger zum Intellektuellen“, in: Ders./Wolfgang J. Mommsen (Hg.), *Intellektuelle im Deutschen Kaiserreich*, Frankfurt am Main 1993, 95–110.

Eugen Diederichs Verlag in Jena²⁹ auf eine prägnant formulierte Fragestellung bezogen: die Wirkungskraft von Ideen, speziell „Wertideen“ und „Kulturwerten“.

Keinen anderen Weber-Text schätzt Gangolf Hübinger so sehr wie den *Objektivitäts*-Aufsatz, den wir einst in den freitäglichen Treffen der sog. „Viererbande“ – Martin Riesebrodt, Klaus Tanner, Gangolf Hübinger und der Verfasser – Satz für Satz um Deutung ringend (und streitend) gelesen haben. Hübinger versteht ihn als eine Art Heidelberger Gründungsurkunde – als ebenfalls gewichtigen Basler Urtext schätzt er Jacob Burckhardts *Griechische Kulturgeschichte*, deren „Einleitung“ Weber „aktiv, mit dem Bleistift, gelesen“ habe³⁰ – einer kritizistisch reflektierten Geschichtswissenschaft, die im Wissen um die unaufhebbare Zirkularität des gegenwärtigen Blicks in die Vergangenheit die Standortgebundenheit, Perspektivität allen historischen Erkennens anerkennt. Zwar sucht Gangolf Hübinger einen radikalen Konstruktivismus zu vermeiden und hält gegen manchen postmodern literalen Erfindungsreichtum mit Koselleck an einem „Vetorecht der Quellen“ fest – auch wenn sie sich trotz aller Quellenkritik je nach Standort und Zeit höchst verschieden lesen lassen. Zudem tritt er dafür ein, dass gerade in „einer Zeit, in der die miteinander rivalisierenden turns immer kurzlebiger [...] werden, [...] die alte Sehepunktdebatte – welche Perspektive lässt was sehen? –“³¹ fortgeführt werden müsse. Aber er weiß natürlich, dass man in aller Regel in jeder Perspektive etwas sehen kann und kein Historiker anderen vorschreiben kann, welche Sehepunkte sie einnehmen sollten. „Weber ist ein radikaler Perspektivist“³², und Gangolf Hübinger will es als Experte für die „kopernikanische Wende“ im Geschichtsdenken um 1900 auch sein.³³

In seinem entschiedenen „Perspektivismus“ schreibt er dem Geschäft des Fort- und Umschreibens von Geschichte einen signifikant höheren Stellenwert zu als andere Historiker. Dieter Langewiesche etwa gibt dem Begriff des „Umschreibens“ einen ganz anderen Bedeutungsgehalt. Für den Tübinger Historiker hat die Geschichtswissenschaft immer auch die Aufgabe, der Gesellschaft – oder bestimmten Gruppen der Gesellschaft – ein Wissen um Kontinuität in der Geschichte zu vermitteln und so in einer auf offene Zukunft hin

²⁹ Gangolf Hübinger, „Der Verlag Eugen Diederichs in Jena. Wissenschaftskritik, Lebensreform und völkische Bewegung“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 22 (1996), 31–45; Ders. (Hg.), *Versammlungsort moderner Geister. Der Eugen Diederichs Verlag – Aufbruch ins Jahrhundert der Extreme*, München 1996.

³⁰ Hübinger, Über die Aufgaben des Historikers, 40.

³¹ Ebd., 47.

³² Ebd., 42.

³³ Hübingers Rede von der „kopernikanischen Wende“ um 1900 stützt sich auf Otto Gerhard Oexle, „Max Weber – Geschichte als Problemgeschichte“, in: Ders. (Hg.), *Das Problem der Problemgeschichte*, Göttingen 2011, 9–37, 18 f.

angelegten Gegenwart relative Orientierungssicherheit anzubieten.³⁴ Deshalb sieht Langewiesche im „Fortschreiben“ von Geschichte das „Normalgeschäft des Historikers“: „Die allermeisten Historiker sind Fortschreiber.“ Umschreiben hingegen spiegele eine elementare geschichtliche Krise, einen Umbruch, eine „Wende“, gar eine Katastrophe. Mit Blick auf „Geschichtskontinuität“, die Fortschreiben verlange, schreibt er: „Nur wenn dieses Kontinuitätsgefühl bricht, schlägt die Stunde des Umschreibens – die höchste Form der Innovation, zu der Geschichtsschreibung fähig ist. Es ist aber keine selbst bezogene Innovation aus dem Geiste des Historikers, sondern dessen innovative Antwort auf Umbrüche, denen seine Zeit ausgesetzt ist. Und nur wenn beides zusammenfindet, der gesellschaftliche Umbruch und das Umschreiben der Geschichte, nur in diesem Kairos entsteht eine neue Sicht auf die Vergangenheit, die von der Gesellschaft angenommen wird. Die Gesellschaft nimmt sie an, weil ihre eigene Erfahrung eine neue Sicht auf die Geschichte verlangt. Erfahrungsumbruch und Umbruch kollektiver Geschichtsbilder bedingen einander.“³⁵ Gangolf Hübinger hingegen vertritt die „Hypothese, dass in der neueren Wissenschaftsgeschichte das ‚Umschreiben‘ keineswegs nur den Ausnahmezustand markiert“.³⁶ Wird so nicht die triadische Differenzierung von „Auf-, Fort- und Umschreiben“ unterlaufen? Worin liegt noch der spezifische Unterschied zwischen „Fortschreiben“ und „Umschreiben“, wenn der Historiker immer auf „Umschreiben“ abonniert ist? Hübingers Begründung lautet: „Aus der Krise des Historismus am Ende des 19. Jahrhunderts heraus entwickelte sich eine Dauerrivalität sehr heterogener Zugriffe auf das, was ‚historische Wirklichkeit‘ sein sollte. Ob Nationalgeschichte à la John Robert Seeley oder Europa- und Weltgeschichte à la Jacob Burckhardt, ob Evolutionsgeschichte à la Darwin und Marx oder Konstellationsgeschichte à la Max Weber, ob soziale Strukturgeschichte à la Hans-Ulrich Wehler oder Erfahrungs- und Begriffsgeschichte à la Koselleck, – stets gehört es zum Geschäft jedes ambitionierten Historikers, sich an der Dynamik von Umschreibeprozessen reflektiert zu beteiligen.“³⁷

Gewiss, all die genannten Wege der Geschichtsschreibung seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert lassen sich als „Umschreibungen“ überkommener Geschichtsbildproduktion deuten. Dennoch droht sich Gangolf Hübinger beim Thema „Umschreiben“ in einen Widerspruch zu verwickeln, aus dem auch der Rekurs auf die kantianisierende Epistemologie Max Webers nicht hinaushilft. Einerseits klagt er fortwährend eine Art Heidelberger Klarheits-

³⁴ Dieter Langewiesche, *Zeitwende. Geschichtsdenken heute*, hg. von Nikolaus Buschmann und Ute Planert, Göttingen 2008 (Kurztitel: Langewiesche, *Zeitwende*).

³⁵ Dieter Langewiesche, „Erinnerungsgeschichte und Geschichtsnormierung“, in: Ders., *Zeitwende*, 21–40, 33.

³⁶ Hübinger, *Über die Aufgaben des Historikers*, 26.

³⁷ Ebd.

gebot ein: trennscharf prägnante Begriffe, gegenwartssensible Problemdefinitionen, reflektierte Standortwahl, überhaupt gedankliche Klarheit. In dieser Hinsicht, in der kantianisierenden Kritik eines naiven Geschichtsobjektivismus ist er ein Pluralist der unendlich vielen möglichen Beziehungen von Standortwahl, Problemdefinitionen und Wertideen auf die unerschöpfbare Welt der geschichtlichen ‚Tatsachen‘. Andererseits grenzt er sich, oft durchaus polemisch, von allen möglichen neuen, ‚postmodernen‘ Geschichtskonzeptionen ab, von den postcolonial studies und der Genderforschung ebenso wie von der „Literarisierung und Metaphorisierung des Geschichtsdenkens im Geiste Blumenbergs und Derridas“. ³⁸ Nun mögen die einen Zugänge begrifflich klar und andere nur „verquollen“ ³⁹ sein. Doch das Problem bleibt: In seiner Kritik der pluralen Geschichtssichten einer ‚zweiten‘, sei es ‚postmodernen‘, sei es ‚reflexiven‘ Gegenwartsmoderne droht er, seine ganz eigene epistemologische Lebensentscheidung für die Heidelberger „klassische Moderne“ um 1900 – er will ja wie M. Rainer Lepsius nicht nur mit Weber denken, sondern „leben“! – zu dogmatisieren. Doch warum sollte die – ihrerseits mit triadischen Grundunterscheidungen operierende und sich selbst als genuin weberianisch empfehlende – Gesellschaftsgeschichtsschreibung eines Hans-Ulrich Wehler von vornherein ‚wirklichkeits‘erschließender sein als etwa ein reflektiertes, alles andere als begriffsarmes Erzählen, das in seinen Narrativen gedankliche Anstrengung bewusst zum Verschwinden bringt, um einem Eigenrecht des Individuellen Geltung zu verschaffen?

Erinnere ich mich recht – aber trotz aller hoch elaborierten Theorien des „kulturellen Gedächtnisses“ ist das Gedächtnis des Einzelnen ein Ort vielfältiger Selbsttäuschungen und Projektionen –, hat Gangolf Hübinger meinem Einfall, neben der vor allem von Johannes Winckelmann, M. Rainer Lepsius und Wolfgang J. Mommsen initiierten großen historisch-kritischen Gesamtausgabe der Texte Max Webers eine Kritische Gesamtausgabe der Werke, Briefe und nachgelassenen handschriftlichen Texte (einschließlich der zum Teil sehr umfangreichen Marginalien und Ergänzungen in den Handexemplaren seiner Bücher und Aufsätze) Ernst Troeltschs in die Wege zu leiten, an Bord einer Lufthansa-Maschine während eines Rückfluges von London nach München zugestimmt; wir kamen zurück von der vom 20. bis 23. September 1984 im German Historical Institute, London, von Wolfgang J. Mommsen veranstalteten, entscheidend von Jürgen Osterhammel und Wolfgang Schwentker vorbereiteten Konferenz „Max Weber and his Contemporaries“, bei der Gangolf Hübinger über „Gustav Stresemann und Max Weber. Interessenpolitik und Gelehrtenpolitik“ und ich über „Fachmenschenfreundschaft. Bemerkungen zu ‚Max Weber und Ernst Troeltsch‘“ gesprochen hatten – vor so wahrlich bedeutenden Sozialwissenschaftlern, Historikern und

³⁸ Ebd., 21.

³⁹ Ebd.

Weber-Forschern wie Wilhelm Hennis, Arthur Mitzman, Anthony Giddens, Jürgen Kocka, David Frisby, Guy Oakes, Pietro Rossi, Edward Shils, Ralf Dahrendorf und Dieter Henrich.⁴⁰ Die gemeinsame editorische Arbeit an Troeltschs Gedächtnis hat bei Gangolf Hübinger bald zwar zu einer Differenzierung seines Blicks auf Heidelberg um 1900 geführt. Aber in seinen gewichtigen Studien zu Troeltschs „Historik“⁴¹ hat er diesen wohl manchmal eine Spur zu stark in die Nähe seines zweifellos genialeren, aber auch schwierigeren „Fachmenschenfreundes“ Max Weber geführt. Troeltsch konnte in seinem stärker synthetischen Denkstil mit epistemologischer Pluralität oft gelassener, rezeptionsbereiter umgehen als der nicht selten abgrenzungsfixierte, auch streitsüchtige Freund.

Mehrfach hat Gangolf Hübinger eine von Ralf Dahrendorf mit Blick auf Sidney Webb geprägte Formel benutzt: Als ein klassischer Intellektueller in der Politik habe Webb, wie so viele andere in den politischen Betrieb intervenierende Intellektuelle auch, fortwährend vor der „fault line between wanting to know the causes of things and wanting to change things“⁴² gestanden. So gern Gangolf Hübinger das öffentliche Engagement der ihm besonders wichtigen Gelehrten-Intellektuellen Max Weber und Ernst Troeltsch betont, so sehr er die Gleichzeitigkeit von wissenschaftlich fundiertem gelehrtem Expertentum und großer publizistischer Leidenschaft als für den Gelehrten-Intellektuellen grundlegend zeigt, so sehr er, gerade mit Max Weber, auch die mutige Bereitschaft des Intellektuellen zu offensivem Kampf und Meinungsstreit betont, der gelehrte Historiker Gangolf Hübinger pflegt sich in aller Regel im akademischen Diesseits der fault line zu halten und den Überschritt der Intellektuellen in die engagierte Parteilichkeit zu vermeiden. Bei allem starken Interesse an begrifflicher Prägnanz, reflektierter Problemorientierung und dadurch gewonnener analytischen Trennschärfe sind seine Aufsätze und großen Abhandlungen zur Gelehrtengeschichte, Medien- und Verlagsge-

⁴⁰ Das Ganze ist dokumentiert in: Wolfgang J. Mommsen/Jürgen Osterhammel (Eds.), *Max Weber and his Contemporaries*, (The German Historical Institute), London/Boston/Sidney 1987; Wolfgang J. Mommsen/Wolfgang Schwentker (Hg.), *Max Weber und seine Zeitgenossen*, (Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London, Band 21/Publications of the German Historical Institute London, Volume 21), Göttingen/Zürich 1988.

⁴¹ Gangolf Hübinger, „Ernst Troeltschs Heidelberger Historik“, in: Friedrich Wilhelm Graf/Wolfgang Schluchter (Hg.), *Asketischer Protestantismus und ‚Geist‘ des modernen Kapitalismus. Max Weber und Ernst Troeltsch*, Tübingen 2005, 185–199; Ders., „Geschichtskonstruktion und Gedächtnispolitik. Ernst Troeltschs Berliner Historik“, in: Friedrich Wilhelm Graf (Hg.), *„Geschichte durch Geschichte überwinden“*. *Ernst Troeltsch in Berlin*, (Troeltsch-Studien, Neue Folge Band 1), Gütersloh 2006, 75–91; und vor allem die brillante Analyse in: Hübinger, „Ernst Troeltsch – Die Bedeutung der Kulturgeschichte für die Politik der modernen Gesellschaft“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004), 187–216.

⁴² Ralf Dahrendorf, *LSE. A History of the London School of Economics and Political Science 1895–1995*, Oxford 1995, 5.

schichte der Ideenzirkulation seit dem späten 19. Jahrhundert doch auf einen Grundton zurückhaltender, moderierender Besonnenheit gestimmt, die ihn als Geistes- und Kulturhistoriker von jenen nicht selten aggressiven Intellektuellen signifikant unterscheidet, deren Wertideen, Ordnungsvisionen und Denkstile ihn in immer neuen Zugriffen sichtlich faszinieren. Gangolf Hübinger ist Intellektuellenhistoriker, aber – nach seinem eigenen Begriff desselben⁴³ – kein Geschichtsinтеллектуeller. In der gern „zankenden Zunft“ der deutschen Historiker, speziell Zeithistoriker, geht er gerade darin seinen ganz eigenen Weg, dass er sich jenseits des innerfachlichen Streits positioniert.

Bei aller vielfältig bekundeten großen Verehrung für Max Weber sind ihm dessen Streitsucht und auch Rechthaberei eben sehr fremd. Er beschreibt glänzend Max Webers „soziologischen Grundbegriff“ des „Kampfes“ als elementare Bedingung des „Zwangsapparates Staat“⁴⁴ und zeichnet mit faszinierender Subtilität Webers Analysen von modernitätsspezifischen „Wertekollisionen“ nach.⁴⁵ Aber für Max Webers pathetische Erregungsbereitschaft, Wertkonflikte bis hin zur ‚Letztentscheidung‘ zu dramatisieren, hat er – ganz im Gegenteil zu seinem Freiburger akademischen Förderer Wilhelm Hennis⁴⁶ – nur sehr wenig Sinn. Die wohl auch durch seine Troeltsch-Lektüren gestärkte Bereitschaft, einen epistemologischen Perspektivismus als für den denkenden Historiker unhintergebar anzuerkennen, gewinnt oft Gestalt in einer eher *besorgten, dulddenden, nicht wirklich überzeugten* Akzeptanz der widersprüchlichen Vielfalt ganz unterschiedlicher Geschichtsbilder und deren Fort- und Umschreibungen; die ebenso ruhige wie souveräne Gelassenheit, die Dieter Langewiesche in der Selbstbescheidung eines staatlich alimentierten, darin von Existenzsorge und Überlebenskampf entlasteten „Kleinanbieters“ auf dem pluralen, also konkurrenzbestimmten Geschichtsmarkt der Gegenwartsmoderne auszeichnet, bleibt ihm fremd. „Die akademische Geschichtswissenschaft besaß nie ein Monopol auf dem öffentlichen Geschichtsmarkt“, hat Langewiesche im ersten Satz seines 2006 in der Festschrift für Lothar Gall veröffentlichten gewichtigen Aufsatzes „Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswissen-

⁴³ Gangolf Hübinger, „Geschichts-Intellektuelle. Zum Verhältnis von Intellektuellengeschichte und Geschichtswissenschaft“, in: Rainer Nicolaysen/Axel Schildt (Hg.), *100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg*, (Hamburger Beiträge zur Wissenschaftsgeschichte, Band 18), Berlin/Hamburg 2011, 29–42.

⁴⁴ Gangolf Hübinger, „Politische Wissenschaft um 1900 und Max Webers soziologischer Grundbegriff des ‚Kampfes‘“, in: Edith Hanke/Wolfgang Mommsen (Hg.), *Max Webers Herrschaftssoziologie*, Tübingen 2001, 101–120. 109.

⁴⁵ Hübinger, Wertekollisionen im frühen 20. Jahrhundert.

⁴⁶ Dazu siehe: Stephan Schlak, *Wilhelm Hennis. Szenen einer Ideengeschichte der Bundesrepublik*, München 2008, 139 und 217.

schaft und Geschichtsmarkt“ geschrieben.⁴⁷ Der Geschichtsmarkt sei „heute [...] größer und vielfältiger als je zuvor“.⁴⁸ Denn an der „Daueraufgabe der Geschichtsschreibung“, für die Gegenwart – eine je eigene Gegenwart! – Vergangenheit oder Vergangenheiten zu deuten, seien seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts nun einmal „unüberschaubar viele und an unüberschaubar vielen Orten beteiligt“: „Der Geschichtsmarkt verdaut sie alle.“⁴⁹ Vergleichbare Aussagen Gangolf Hübingers gibt es nicht. Denn er operiert mit sehr starken normativen Unterscheidungen zwischen akademischer Geschichtsforschung und nicht-akademischer Produktion von Geschichtsbildern. Auch hier zeigt sich eine kognitive oder gar habituelle Distanz zu jenen Gelehrten-Intellektuellen, deren Selbstverständnis er in immer neuen problemgeschichtlichen Suchbewegungen erkundet hat.

Gern zitiert Gangolf Hübinger Jacob Burckhardts bekannten Satz: „Wo einst Jubel und Jammer war, muß nun Erkenntnis werden“.⁵⁰ Welcher Gelehrte und auch Gelehrten-Intellektuelle wollte dem widersprechen? Aber Jubel und Erkenntnis sind, in allem Unterschied, doch nicht in der Weise disjunkt, dass Erkennen allen Jubel von vornherein ausschließt. Denn wenn geschichtliches Erkennen als „anstrengende und selbstkritische Arbeit eines gedanklichen Ordners historischer Tatsachen“ zu entwerfen und auszuführen ist, als eine begreifende, weil von begrifflich gefassten Problemen angeleitete „*Darstellung der Vergangenheit für die Gegenwart*“⁵¹, sollte der gelungene und noch immer gelingende, weil zugleich vergangenheitsdeutende wie gegenwartserschließende Vollzug dieser Anstrengung durchaus Anlass zur Freude sein. Aber kann man einen Kultur- und speziell Wissens- und Ideenhistoriker „bejubeln“, der sich in der immer neuen Lektüre von „Wissenschaft als Beruf“ die Absage an jeden akademischen Personenkult erarbeitet hat? „*„Persönlichkeit“* auf wissenschaftlichem Gebiet hat nur der, der *rein der Sache* dient.“⁵² Gangolf Hübinger hat sich dies auf seine ganz eigene Weise zu eigen gemacht; wie M. Rainer Lepsius, den er mit diesem Satz sehr gern zitiert, darf er gegen alle postmoderne Feier präreflexiver Unmittelbarkeit sachlich

⁴⁷ Dieter Langewiesche, „Die Geschichtsschreibung und ihr Publikum. Zum Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Geschichtsmarkt“, in: Ders., *Zeitwende*, 85–100, 85.

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd., 97.

⁵⁰ Jacob Burckhardt, *Ästhetik der bildenden Kunst – Über das Studium der Geschichte*, (Jacob Burckhardt Werke. Kritische Gesamtausgabe, Band 10), München/Basel 2000, 137.

⁵¹ Hübinger, *Über die Aufgaben des Historikers*, 9.

⁵² Max Weber, *Wissenschaft als Beruf (1917/1919) – Politik als Beruf (1919)*, hg. von Wolfgang J. Mommsen und Wolfgang Schluchter in Zusammenarbeit mit Birgitt Morgenbrod (*MWG I/17*), Tübingen 1992, 84.

nüchtern, „mit kantianischem Pflichtbewußtsein“⁵³ sagen, dass er „mit Weber zu leben“ gelernt hat.

27 Historikerinnen und Historiker, Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, Sprach- und Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler haben zu diesem Gangolf Hübinger gewidmeten Sammelband *Geschichte intellektuell* Beiträge beigesteuert. Sie alle haben Geschichte auf je eigene Weise auf-, fort- und umgeschrieben, tun dies noch und stimmen in wirklich elementaren Fragen der Bestimmung der Aufgabe des Historikers für die Gesellschaft nicht überein. Aber sie anerkennen in sehr großer lebensweltlicher Diversität und akademischer Vielfalt die große Bedeutung, die Gangolf Hübinger als Freund, Kollege, Mentor jeweils in Denken und Leben gespielt hat und noch spielt. Sie stimmen jedenfalls in aller elementaren Verschiedenheit – genauer: in vielen grundlegenden Verschiedenheiten von Alter, Geschlecht, Konfession, sozialer Lage, Denkstil, akademischer Disziplin, auch sexuellem Identitätsentwurf – in ihren Neu- und Umschreibaktivitäten des für sie jeweils relevanten ‚Ausschnitts‘ aus ‚der Geschichte‘ darin überein, von Gangolf Hübinger gelernt zu haben – sei es als älterer akademischer Freund und Mentor, sei es gleichaltriger wissenschaftlicher Freund und Kollege, sei es als akademischer Schüler und Mitarbeiter. Im „Kaufhaus unterschiedlichster Geschichtsbilder“⁵⁴ auf dem Massenmarkt der geschichtsbezogenen Gegenwartsdeutungen haben die Autoren dieses Buches durchaus an der „Dauerivalität sehr heterogener Zugriffe auf das, was ‚historische Wirklichkeit‘ sein sollte“⁵⁵, engagiert Anteil. Aber wenn ‚die Geschichte‘ – im Kollektivsingular finden sich mindestens Spurenelemente einer Geschichtsmetaphysik, die Gangolf Hübinger durch radikalen Perspektivismus ein für allemal hinter sich lassen zu können meint – nicht als ein „homogenes“, sondern als ein „heterogenes Kontinuum“ deutend zu erforschen ist, ist auch in der community der Forscher Heterogenität nicht nur erlaubt, sondern geboten und erwünscht. Dieser Band spiegelt deshalb hohe Vielfalt ganz unterschiedlicher „Sehepunkte“ (Johann Martin Chladenius), allerdings jeweils methodisch sehr reflektierter individueller Orte von Problemdefinition und geschichtlicher Erkenntnis. Auf je eigene Weise beteiligen sich die Autorinnen und Autoren dieses Bandes an der Aufgabe, Geschichte intellektuell, eben deutend fortzuschreiben.

Wo Erkenntnis war und auch nach dem 65. Geburtstag weiter sein soll, darf durchaus gejubelt werden. Denn die elementaren „Konstellationen“ endlichen Lebens zwingen auch dazu, „Wendepunkte“ – ein „W-Wort“, das von

⁵³ Gangolf Hübinger, „Dem Rest der Welt wünsche ich viel Glück“ – Zur Einführung“, in: Ders. (Hg.), *Gedenkschrift für H. D. Kittsteiner (1942–2008)*, (Europa-Universität Viadrina Frankfurt (Oder), Band 30), Frankfurt (Oder) 2009, 7–12.

⁵⁴ Hübinger, Über die Aufgaben des Historikers, 31.

⁵⁵ Ebd., 26.

Historikern oft als „K-Wort“: „Krise“ gedeutet und erlitten wird – in den kontingenzreichen Lebensgeschichten der Individuen ernst zu nehmen. Allerdings ist Lebensklugheit kein „weiteres K-Wort“, sondern ein „L-Wort“, das zudem, *horribile dictu*, an die von Max Weber verachtete, so auch von Gangolf Hübinger nicht geschätzte, aber von Ernst Troeltsch aus sehr rationalen Erwägungen deutlich ernster genommene „Lebensphilosophie“ erinnert. Auf K folgt L wie etwa Lebensweisheit. Gangolf Hübingers entschiedener Perspektivismus läuft auf weise Selbstbegrenzung hinaus. Seine entschiedene Absage an alle holistischen Fiktionen und überhaupt Totalitätsphantasmen aller möglichen Art spiegelt auch die Bereitschaft, die Partikularität des eigenen „Sehepunktes“ zu akzeptieren. Denn wer sich an „Problemgeschichten“ abarbeitet oder „Konstellationsgeschichten“ schreibt, jedenfalls Geschichte intellektuell deuten will, gewinnt im gelingenden Fall die Einsicht, dass alle historische Erkenntnis immer ein hypothetisches, nie definitives Wissen bleibt. Dazu kann man sich, wie Gangolf Hübinger zeigt, noch einmal reflexiv, denkend verhalten – und mit Weber betonen, dass „das Licht der großen Kulturprobleme“ auch in Zukunft „weiter“ ziehen wird.⁵⁶

⁵⁶ Max Weber, „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 19.1 (1904), 22–87, hier 87.

I. Zur Theorie der Geschichte:
Selbstreflexion und Impulse

Chronotop

Überlegungen zur Räumlichkeit von Geschichte nach dem „spatial turn“

Karl Schlögel

Mit der „spatialen Atrophie“ ist es, so scheint es, in den Humanwissenschaften, auch in der Geschichtswissenschaft, vorbei. Wenn nicht alles täuscht, kann man von einem regelrechten Boom des Räumlichen im letzten Jahrzehnt sprechen. *Space matters*, wohin man blickt – von der Erkenntnistheorie bis zur Ikonographie. Der *spatial turn* hat alle Disziplinen erreicht und sie zu Bindestrich-Disziplinen – Geo-Poetik, Geo-Historie, Geo-Politik – ausdifferenziert.¹ Die Lektüre von Gaston Bachelards *Poesie des Raumes* ist von einem Geheimtipp zu einem Gemeinplatz geworden.² Die Disziplinen, die auseinanderstrebten, sind über den Raum vermittelt wieder miteinander „befreundet“ und in fachübergreifenden Forschungsverbänden zusammengeführt worden.³ Man beobachtet eine Verschiebung in der Hierarchie und im Verhältnis der Disziplinen zueinander, neue Allianzen und Kombinationen. Ein Buch mit dem Titel *Die Vermessung der Welt* konnte zu einem Welt-Bestseller aufsteigen.⁴ Materialien, die bisher eher eine ergänzende oder dienende Funktion übernommen hatten – Karten, Reiseführer, Kursbücher – sind zu zentralen Quellen der Geschichtsarbeit avanciert. Visuelle Repräsentationen des Raumes, für die sich bisher allenfalls Kunsthistoriker oder Semiotiker interessiert hatten, sind plötzlich für die Geschichtswissenschaft zu Gegenständen allererster Relevanz aufgerückt. Die Erforscher der Erinnerungskulturen haben die lieux de memoire – die Grenzen der nationalen Historiographie überschreitend – sondiert.⁵ Die Rekonstruktion von *mental maps*

¹ Zusammenfassend: Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.), *Spatial turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*, Bielefeld 2008; Doris Bachmann-Medick, „Spatial Turn“, in: Dies., *Cultural turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*, Reinbek 2009, 284–328.

² Gaston Bachelard, *Poesie des Raumes*, Frankfurt am Main 1992.

³ Sigrid Weigel, „Zum ‚topographical turn‘. Kartographie, Topographie und Raumkonzepte in den Kulturwissenschaften“, in: *KulturPoetik* 2.2 (2002), 151–165.

⁴ Daniel Kehlmann, *Die Vermessung der Welt*. Roman, Reinbek bei Hamburg 2005.

⁵ Franco Moretti, *Atlas des europäischen Romans. Wo die Literatur spielte*, Köln 1999.

und kognitiven Karten hat Hochkonjunktur.⁶ Ein ganzes Feld, das für lange kontaminiert und stigmatisiert war – „Raum“ – scheint sich vom Generalverdacht des ihm anhaftenden oder angehefteten Statischen und somit Entwicklungsfeindlich-Reaktionären befreit zu haben. Kurzum: die Wiederentdeckung des Raums und des Räumlichen bedarf heute keiner Plädoyers mehr. Eher liegt die Nachfrage nahe, was diese Konjunktur, nachdem sie einmal in Schwung gekommen war, angetrieben, und was sie „gebracht“ hat, vor allem aber: welche narratologischen Probleme sie zurückgelassen hat.⁷

I. Raumrevolution und Raumdiskurs

Die Konjunktur des Raumes lässt sich nicht allein aus der „Logik der Forschung“, also dem zu einem Paradigmenwechsel nötigen Problemdruck erklären. Es hat immer eine Tradition des Raumdensens gegeben. Bernhard Waldenfels hat deshalb zu Recht darauf hingewiesen, dass die Rede von der „Wiederkehr des Raumes“ dahingehend missverstanden werden kann, als sei nicht unsere Vorstellung vom Raum, sondern der Raum selbst irgendwann verschwunden gewesen.⁸ Die Anthologien mit Grundlagentexten, die dem Boom des *spatial turn* sekundiert haben, belegen dies ebenso wie die wissenschaftsgeschichtliche Genealogie und die bedeutende Ahnengalerie.⁹ So unstrittig es ist, dass das Verhältnis von Zeit und Raum – von Aristoteles bis Heidegger, von Kant bis Virilio – immer behandelt worden ist, so mussten doch spezifische Bedingungen, ein spezieller Kontext gegeben sein, in dem sich die Raumfrage mit neuer Energie auflud und einen zentralen Stellenwert (zurück)bekam. Bereits auf dem Historikertag in Bamberg 1988 war das

⁶ Frithjof B. Schenk, „Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung. Literaturbericht“, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), 493–514.

⁷ Der Beitrag führt Gedanken weiter, die ich zuerst im Merkur geäußert habe: Karl Schlögel, „Narrative der Gleichzeitigkeit oder die Grenzen der Erzählbarkeit von Geschichte“, in: *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken*, Heft 746, Juli 2011, 583–595.

⁸ Bernhard Waldenfels, *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen. Modi leibhaftiger Erfahrung*, Frankfurt am Main 2009, 9; Jürgen Osterhammel, „Raumerfassung und Universalgeschichte im 20. Jahrhundert“, in: Gangolf Hübinger u.a. (Hg.), *Universalgeschichte und Nationalgeschichte*, Freiburg/Br. 1994, 51–70; Ders., „Die Wiederkehr des Raums: Geographie, Geohistorie und historische Geographie“, in: *Neue politische Literatur*, 43 (1998), 374–395; Karl Schlögel, „Die Wiederkehr des Raums“, in: Ders., *Go East oder die zweite Entdeckung des Ostens*, Berlin 1995, 17–34.

⁹ *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, hg. von Jörg Dünne und Stephan Günzel in Zusammenarbeit mit Hermann Doetsch und Roger Lüdeke, Frankfurt am Main 2006 (Kurztitel: Raumtheorie); *Raumwissenschaften*, hg. von Stephan Günzel, Frankfurt am Main 2009.

Thema „Raum und Geschichte“ prominent angesprochen worden – in der Eröffnungsrede Christian Meiers und im Hauptvortrag von Reinhart Koselleck; der Historikertag war dann aber in den Sog des sog. Deutschen Historikerstreits geraten, der alle politische Wachheit und analytischen Scharfsinn für sich beanspruchte. Und was die Neueröffnung des Themas durch Koselleck angeht, so problematisierte er zwar die unter Historikern selbstverständliche Präferenz der Zeit vor dem Raum, und nannte einige Gesichtspunkte, die zu einer Veränderung der Raum-Zeit-Relationen geführt haben, aber Koselleck warf mehr Fragen auf als Antworten zu bieten.¹⁰

Vor allem aber wurde der neu eröffnete Raumdiskurs vom „Einbruch der Gegenwart“ beherrscht und durcheinandergebracht: vom Fall des Eisernen Vorhangs und der damit verbundenen „Raumrevolution“: Auflösung der politischen Bündnissysteme, Hervortreten eines kulturhistorischen Reliefs – „Mitteleuropa“, das unter der Ost-West-Teilung Europas unsichtbar geworden war, Zerschneiden des sowjetischen Imperiums und Bildung neuer souveräner Nationalstaaten, gleichzeitiges Verschwinden wie Hervortreten von kulturellen, religiösen, sprachlichen Grenzen, aber auch eine neue Mobilität, die auf die Produktion eines neuen Raumes hinauslief – Europa nach dem Ende der Nachkriegszeit.¹¹ Der „Fall der Mauer“ war aber nur der (jedenfalls in Deutschland bzw. Europa) sichtbarste und zugespitzte Ausdruck einer Raumrevolution, hinter der viel mächtigere Antriebsaggregate standen, und die man gewöhnlich mit Kommunikations- und Verkehrsrevolution im Zuge der Globalisierung assoziiert, und die letztlich zu einer Auflösung der alten bipolar geordneten Welt führte.¹² Die Karte der Welt wurde im Zeitalter der Globalisierung neu gezeichnet, mit der Homogenisierung von Räumen auf der einen Seite, und mit der Entstehung neuer Schütterzonen – so hieß in den 30er Jahren, was in der heutigen Literatur als *shatterzones* bezeichnet wird –, neuen Grenz- und Frontverläufen.¹³ Es war meines Erachtens diese Infragestellung einer bis dahin gültigen Raumordnung, die den nachhaltigsten Anstoß für das Neudenken und die Reaktivierung des Raumdiskurses gegeben und die zum Ausbrechen aus dem wesentlich sozial- und strukturel-

¹⁰ Reinhart Koselleck, „Raum und Geschichte“, in: Ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer*, Frankfurt am Main 2000, 78–96.

¹¹ Hierher gehört Milan Kundera, *Un Occident Kidnappé oder die Tragödie Zentraleuropas*, Frankfurt am Main 1983; György Konrad, *Mitteleuropäische Meditationen*, Frankfurt am Main 1985; Karl Schlögel, *Die Mitte liegt ostwärts. Die Deutschen, der verlorene Osten und Mitteleuropa*, Berlin 1986.

¹² Robert D. Kaplan, *The Revenge of Geography. What the Map tells us about Coming Conflicts and the Battle against Fate*, New York 2012.

¹³ *Shatterzones of Empires. Coexistence and Violence in the German, Habsburg, Russian, and Ottoman Borderlands*, ed. by Omer Bartov and Eric D. Weitz, Bloomington 2013; Alexander V. Prusin, *The Lands Between: Conflict in the East European Borderlands, 1870–1992*, Oxford 2010 (Kurztitel: Prusin, Lands Between).

schichtlich interessierten Feld ermutigt hat. Die dogmatischen Züge einer die räumliche Dimension des geschichtlichen Geschehens ignorierenden Auffassung, nachdem vor aller Augen „Geschichte statt gefunden“ hatte, traten nun deutlich zu tage, und was lange Zeit unter einem Generalverdacht gestanden hatte – die Reizvokabeln lauteten: Raum, Mittellage, Geopolitik – war jetzt wenigstens wieder „diskursfähig“ geworden.¹⁴ Und so scheint es auch generell zugegangen zu sein: dass es geschichtliche Konstellationen waren, die den Diskurs – kategorial, thematisch, methodisch – in erster Linie stimuliert oder gelähmt haben. Dies gilt für die erste Entdeckung Amerikas durch Columbus, die Begründung des internationalen und Völkerrechts durch die Aufteilung der Welt, ebenso wie für die zweite Entdeckung durch Alexander von Humboldts „Vermessung der Welt“. Dies gilt für die Konjunktur eines ganzen Clusters von Disziplinen, die mit der Bildung der Imperien und Kolonialreiche im 19. Jahrhundert in den Vordergrund gerückt sind (Ethnologie, Geographie, Demographie) wie die naturwissenschaftlich-technische Revolution, die die Zeit- und Raumerfahrung in Frage gestellt haben.¹⁵ Das „Zeitalter der Extreme“ war allem Anschein nach von exzessiver Gewalt- und Ideologieentfaltung gezeichnet, aber auch diese Epoche von Kriegen und Revolution hatte ihre eigene Geopolitik nicht minder als der auf diese folgende Kalte Krieg.¹⁶

Ein zweites Motiv im Kontext eines erneuerten Raumdiskurses ist die räumliche Ausprägung der gesellschaftlichen Krise, zu deren Analyse die klassische marxistische Gesellschaftsanalyse offenbar sich als ungeeignet erwies. Die ersten Formulierungen eines erneuerten Raumdenkens – das manchmal nur wenig von der kritischen spatialen oder geographischen Denktradition wusste – sind angeregt worden vom Niedergang der amerikanischen Städte und der urbanen Lebensform überhaupt. Es ist nicht schwer, dieses Umfeld in Critical Geography zu erkennen, bei David Harvey und Henri Lefebvre wird der städtische Raum überhaupt als materiale Verkörperung des kapitalistischen Verwertungszusammenhanges analysiert.¹⁷ Die Produktion von Raum ist – ohne sich auf die physische Geographie von Stadträumen noch beziehen zu müssen – einfach eine andere *façon de parler* über das

¹⁴ Mit der deutschen Raum-Obsession setzte ich mich auseinander in: Karl Schlögel, *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*, München 2003. Das war jedenfalls die Hauptmotivation für *Im Raume lesen wir die Zeit*.

¹⁵ Bis heute bahnbrechend: Stephen Kern, *The Culture of Time and Space 1880–1918*, Cambridge, Mass. 1983.

¹⁶ Herfried Münkler, „Vom Nutzen und Nachteil geopolitischen Denkens“, in: *Tumult. Vierteljahresschrift für Konsensstörung*, Winter 2014/15, 7–10. Übersehen wird meist die in Russland schon lange anhaltende Konjunktur geopolitischen Ideologisierungens, vgl. Aleksandr Dugin, *Osnovy geopolitiki. Geopoliticeskoe buduscee Rossii*, Moskva 1997.

¹⁷ Henri Lefebvre, *The production of Space*, Oxford/Cambridge 1991; David Harvey, *Spaces of Capital. Towards a Critical Geography*, New York 2001; Ders., *Spaces of Hope*, Berkeley/Los Angeles 2000; Ders., *Paris. Capital of Modernity*, New York 2003.

Kapitalverhältnis, eine Art Kryptomarxismus, der seine wesentlichen Impulse nicht eigentlich aus der empirischen Analyse stadträumlicher Verhältnisse gewonnen hat. Etwas Ähnliches kann man von dem in der Literatur überschätzten (minimalen) Beitrag Foucaults zum Raumdiskurs sagen, in dem die realen Raumverhältnisse von Macht verschwinden und in einem Diskursraum aufgegangen sind.¹⁸ Es sind eigentlich keine Raumlektüren, sondern metaphorisierende Kapitallektüren. Die Wiederaufnahme des Raumdiskurses hat sich über weite Strecken als ein Vermeidungsdiskurs entfaltet: das heißt in einer expliziten Abgrenzung gegen die Vorstellung von Raum als einer ontologischen Gegebenheit, die als essentialistisch, naturalistisch charakterisiert wird, und in einer soziologischen Reduktion des Raumbegriffs, die im Konstruktivismus ihren Höhe- und Endpunkt erreicht hat. Raum ist nicht, sondern Raum wird gemacht – das ist die Kurzformel des konstruktivistischen Raumdiskurses, der mehr sein will als nur ein anderer Name dafür, dass alles historisch geworden ist.¹⁹ Die zentrale Konsequenz dieser reduktionistischen Engführung ist, dass das für den Raumdiskurs wesentliche Verhältnis von physisch-geographischem und sozialem, kulturellem, mentalem usf. Raum aufgelöst wird (die Parallelen zur konstruktivistischen These von Nationen als „gemachten“ *imagined communities* liegen auf der Hand).²⁰ Die so unumgängliche wie produktive Reibung zwischen geographischem und geschichtlichem Raum wird damit stillgelegt, bestimmte Elemente der wissenschaftsgeschichtlichen Tradition werden ausgeschieden, weil sie vorab als naturalistisch, essentialistisch, deterministisch, containerhaft u.ä. abgestempelt werden.

Neben der Kontinuität des angelsächsischen und französischen Raumdiskurses, der allenfalls durch die postkoloniale Zäsur unterbrochen ist, ist der deutsche Raumdiskurs fast bis auf den heutigen Tag geprägt vom Bruch, der von der Katastrophe des Nationalsozialismus erzeugt worden ist, der durch Wort und Tat die Rede vom Raum belastet, ja verdorben hat.²¹ Der Raum hat durch die rassistische Kontaminierung gleichsam seine Unschuld verloren, und es bedurfte einer ziemlich langen Zeit und einer systematischen Anstrengung, um aus dem nationalsozialistischen Diskurs wieder herauszu-

¹⁸ Michel Foucault, „Von anderen Räumen“, in: Raumtheorie, 317–329.

¹⁹ Am eindeutigsten formuliert in: Hans-Dietrich Schultz, „Räume sind nicht, Räume werden gemacht. Zur Genese ‚Mitteleuropas‘ in der deutschen Geographie“, in: *Europa Regional* 5 (1997), 2–14; Larry Wolff, *Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment*, Stanford 1994.

²⁰ Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalisms*, London 1983.

²¹ Zur Internationale der Geopolitik vgl. Karl Schlögel, „Die Tektonik der Grenzen – Geopolitik 1900 bis 1930“, in: Michael Geyer/Helmut Lethen/Lutz Musner (Hg.), *Zeitalter der Gewalt. Zur Geopolitik und Psychopolitik des Ersten Weltkrieges*, Frankfurt/New York: Campus 2015, 39–66.

kommen – ein Schicksal, das auch andere Disziplinen in Deutschland – etwa die Anthropologie, die Germanistik – teilten. Die Unterbrechung der bedeutenden Tradition des Raumdenkens in Deutschland hat zwei wesentliche Formen angenommen: die Zerstörung einer gesellschaftskritischen Raumanalyse durch Verfolgung und Terror, die eine ganze Generation ins Exil getrieben hat, und die Beschädigung der Kategorien der Raumanalyse selbst.²² Beides zusammengenommen führte dazu, dass ein unmittelbarer Anschluss bzw. eine Weiterführung der Linie Ritter-Humboldt-Ratzel-Simmel-Heidegger-Benjamin-Schmitt in kritischer Absicht unmöglich geworden war – sehr im Unterschied zu Engländern, Amerikanern und Franzosen, die weniger Grund hatten, sich von ihrem geographischen bzw. geopolitischen Erbe zu distanzieren.²³

In meinen Augen waren es wesentlich die allgemein-gesellschaftlichen, nicht so sehr die akademischen Motive und Schubkräfte, die den Anstoß gegeben haben für den neuen Raumdiskurs, dem freilich disziplinimmanente Ungereimtheiten und Erklärungsdefizite entgegenkamen. Eine letzte Bemerkung bezieht sich auf die Qualität von *turns*, also: paradigmatischen Wenden, selbst. In ihrer Gesamtheit, zusammengenommen, sind sie nichts weiteres als die Entfaltung der Register geschichtlicher Wahrnehmung und Analyse, jeder für sich genommen, so spektakulär er daher kommen mag, ist eine Einseitigkeit, die auf Reduktion von Komplexität hinausläuft. Man kann natürlich unter dem Blickwinkel einer akustischen, ikonographischen, olfaktorischen Wende die Sinne und analytische Kraft schärfen – und dafür auch eine wissenschaftliche Karriere riskieren –, aber erst zusammengenommen ergeben sie ein Abbild von der Komplexität, hinter deren inneren Zusammenhang und vielleicht sogar deren „Sinn“ wir zu kommen versuchen. Den Raumdiskurs in die Geschichtswissenschaft hineinzutragen, heißt dann eben nichts anderes als die räumliche Dimension, den Schauplatz, Handlungs- und Tatort der geschichtlichen Ereignisse mitzudenken und ins Spiel zu bringen und der Verführung aparter, für sich stehender Raumgeschichten zu entgehen – Raum als eine Dimension unter anderen, nicht als das wieder als das einzig Wahre Gefeierte.

Eine der Erscheinungsformen wissenschaftlicher Konjunkturen scheint eine gesteigerte Produktion von Metawerken zu sein, also Theorie- und Methodendiskussionen, die sich von der Arbeit am jeweiligen Stoff emanzipiert

²² Über die Ethnisierung des Raumes vgl. Dan Diner, „„Grundbuch des Planeten“. Zur Geopolitik Karl Haushofers“, in: *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* 32 (1984), 1–28; Neil Smith, *American Empire: Roosevelt's Geographer and the Prelude to Globalization*, Berkeley 2003.

²³ Zur amerikanischen Raumdiskussion: Edward W. Soja, *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London 1989; Donald W. Meinig, *The Shaping of America: A Geographical Perspective on 500 Years of History*, Bde. 1–2, New Haven/London 1986–1993; Gearóid O Tuathail, *Critical Geopolitics*, Minneapolis 1996.

haben – und manchmal sogar nie in Kontakt mit ihm gestanden haben – wo doch Theorie und Methode nicht ins gesonderte Vorwort gehören, gleichsam dorthin abgedrängt werden, sondern zwischen die Zeilen des *œuvres*.²⁴ Methodische und theoretische Reflexion verhalten sich eher wie der Schatten, der dem Material und dem Gang seiner Bearbeitung folgt, und nicht so sehr als (oft bombastischer) Vor- und Überbau, der allem vorausgeht oder alles überwölbt. Methoden, Theoriefragen leiten sich ab, ja ergeben sich zwingend, wenn der Stoff es verlangt, eine Sache sich nicht anders machen lässt als eben so.

II. Proben aufs Exempel. Aus der Werkstatt

Rückblickend hat sich die Verräumlichung eines Sujets nicht aus einem Voratz ergeben, sondern aus der Sache selber. Hier soll von exemplarischen Studien gesprochen werden.

Erstes Exempel: Das Projekt, den Prozess der Selbstreflexion der russischen Intelligencija im Zuge und nach der Revolution zu rekonstruieren – von der Revolution von 1905 bis zum Ende des Bürgerkriegs 1921 –, war zunächst angelegt als Rekonstruktion eines Diskurses, der Herausarbeitung der Positionen und Kontroversen und deren Revolution im Laufe der Ereignisse, die die einen auf die Höhen der Macht, die anderen in den Untergrund, ins Exil oder in den Tod führten. Es stellte sich alsbald heraus, dass eine isolierte Behandlung des Intellektuellendiskurses an und für sich zwar ebenfalls interessant – in vieler Hinsicht aber auch redundant – gewesen wäre, während die Sache eigentlich verlangte, den Diskurs auf die gesellschaftliche Situation, auf die hauptstädtische Umgebung und auf die Netzwerke, in denen der Diskurs eingebunden war, zu beziehen. So kamen Verlagsszene, Fabrikmilieus, Kaufmannssalons, Bohème, die Architektur des Stadtraums u.v.m. ins Spiel. Das Ergebnis war dann Petersburg zwischen 1909-1921 als Laboratorium der Moderne.²⁵ Eine ähnliche Situation ergab sich bei der Studie über das russische Exil in Deutschland zwischen den Kriegen. Um die *community* des russischen Exils auf eine neue Weise zu erfassen, musste ein Kontext rekonstruiert werden, auf den die bis dahin isoliert behandelte russische Exilgemeinde nie bezogen war. So kam es zu einer Rekonstruktion der russisch-deutschen Netzwerke, der im Stadtraum lokalisierbaren Milieus, Zeitschriften

²⁴ Zur Metatheorie der Kulturwissenschaften samt ausführlichen Bibliographien vgl. Ansgar Nünning und Vera Nünning (Hg.), *Konzepte der Kulturwissenschaften. Theoretische Grundlagen – Ansätze – Perspektiven*, Stuttgart/Weimar 2003.

²⁵ Vgl. *Wegzeichen – Essays zur Krise der russischen Intelligenz*. Übersetzt und herausgegeben von Karl Schlögel, Frankfurt am Main 1990; Ders., *Jenseits des Großen Oktober. Petersburg 1909–1921. Das Laboratorium der Moderne*, Berlin 1988.

und Verlagsbeziehungen, die Rekonstruktion dessen, was seinerzeit als *Russkij Berlin*, als Russisches Berlin verstanden wurde. Die Sache selbst gebot, die unterschiedlichen Dimensionen von Raum ins Auge zu fassen: den physisch-geographischen der Existenz und Kohabitation, die sprachlich-kulturellen Räume, die Überschneidungen von biographischen Linien, die sozialen und symbolischen Welten usf. Es bedarf keines durch eine paradigmatische Wendung ausgesprochenen Imperativs, sondern allein der Folgerichtigkeit bei der Rekonstruktion eines Falles, eines Milieus, einer Handlung, die diese Ausrichtung und Ausweitung der Perspektive – fast zwingend – nahelegt.

Zweites Exempel: Von Fernand Braudel ist der Satz überliefert, das Mittelmeer sei das wichtigste Dokument für seine Studie über die Zivilisation des Mittelmeerraumes gewesen. In meinem Fall hat es sich so ergeben – auf die dafür verantwortlichen lebensgeschichtlich eventuell bedeutsamen Momente braucht hier nicht eingegangen zu werden –, dass Städte als zentraler Gegenstand geschichtlicher Wahrnehmung und Erkenntnis sich herausgestellt haben. Auf keinen Fall ergab sich die Entdeckung der Städte als Gegenstand zum „Städte lesen“ aus einem methodischen oder theoretischen Vorsatz, wie inspirativ dabei auch Lektüren mitgewirkt haben mögen (in meinem Fall Carl Schorskes Wien-Buch und die Publikation von Walter Benjamins Moskauer Tagebuch und des Passagenwerkes). Hier spielten eine Rolle die Konfrontation mit einem an dieser Stelle nicht erwarteten Formen- und Stilreichtum, die Entdeckung von real existierenden Orten, die mir nur aus der Literatur als Handlungs- und Tatorte vertraut waren. Vor allem aber stellte sich heraus, dass die Begehung der Stadt, der Modus der tastendenden, zwar informierten, aber doch nicht vorab und *a priori* festgelegten und nun zu absolvierenden Begehung der Stadt – Benjamins Flanerie – eine Form der Erschließung war, die ich als zugleich beglückend und schockierend empfand: Sich zu verwandeln in einen Entdecker, unterwegs in einer Nusschale, auf dem Ozean der Welt – das ist ein erschütternder Vorgang für jeden, der es mit geschichtlicher Erkenntnis zu tun bekommen hat. Die Lesbarkeit der Städte als eine Hinwendung zum Realobjekt Stadt, als Hineingehen in den Kosmos, als die Entdeckung eines unendlich komplizierten „Textes“, die der Dechiffrierung eines vielfach überschriebenen Palimpsestes gleichkommt – diese Erfahrung hat sich für mich materialisiert in *Moskau lesen*, das das Grundbuch für alle folgenden Studien und Essays zu Städten geworden ist.²⁶ Sich Bewegen, meist Gehen, als Modus der Erschließung, sich an den Oberflächen entlang arbeiten und sie zu dechiffrieren lernen, ist eine zweite Lehre; sie hat später sich auch theoretischen Rückhalt verschafft durch die Theoretiker der Alltagsroutinen und Praktiken, die Kultursemiotiker, vor allem der städtischen

²⁶ Karl Schlögel, *Moskau lesen*, Berlin 1984; erweiterte Ausgabe, München 2011.

Räume, die Theoretiker der Chorologie und die Phänomenologen Husserlscher und Merleau-Pontyscher Prägung.²⁷

Drittes Exempel: Wenn man sich aus naheliegenden Gründen – die Viadrina liegt an einem Grenzfluss, an einer ziemlich jungen Grenze – mit Krieg, Flucht, Umsiedlung und Vertreibung beschäftigt, hat man es zwangsläufig mit zentralen Problemen von Raumbildung, Territorialisierung, Grenzziehung zu tun. Gewaltsame Bevölkerungsverschiebungen wie die des 20. Jahrhunderts in Ostmitteleuropa waren verbunden mit Grenzverschiebungen. Flucht und Vertreibung sind Formen von „Ortsveränderung“.²⁸ Grenzziehung ist eine der gravierendsten Raumerfahrungen.²⁹ Beide hängen eng miteinander zusammen und beide sind nicht nur von wissenschaftlich-akademischem Interesse, sondern gehören zum engsten Umkreis jener Fragen, die Polen und Deutsche auf beiden Seiten der Oder bewegen. Man bekommt es nicht nur mit großen, lange Zeit vernachlässigten Aufgaben empirischer Recherche und Forschung zu tun, sondern auch mit Grundfragen des Raumdiskurses, die uralt sind und gleichwohl neu durchdacht werden müssen. Dies betrifft die Frage nach der Existenz natürlicher Grenzen, den fundamentalen Charakter von Grenzen an und für sich, die nicht nur als Demarkationslinie, sondern als kulturelle Komplexe aufgefaßt werden können, mit einer beträchtlichen Spannweite (im Englischen etwa ausgedrückt in einer Pluralität von Termini: border, boundary, borderlands, frontier, limits)³⁰ Grenzüberschreitung, *rite de passage* wird als grundlegende Lebenserfahrung fassbar, wie überhaupt die Grenze als „peripherisches Organ“ (Ratzel) die ihr gebührende zentrale Bedeutung zurückgewinnt. Die Geschichte der Genese und der Auflösung von Grenzen wird so gleichsam zu einer Geschichte Europas, gesehen durch das Prisma der Grenzerfahrung. Grenzüberschreitung, Grenzverschiebung – be-

²⁷ Maurice Merleau-Ponty, *Das Auge und der Geist*, Hamburg 2003; Bernhard Waldenfels, *In den Netzen der Lebenswelt*, Frankfurt am Main 1985.

²⁸ Zu Grenzziehung und ethnischer Homogenisierung: Avieli Roshwald, *Ethnic Nationalism and the Fall of Empires: Central Europe, Russia and the Middle East. 1914–1923*, London 2001; Timothy Snyder, *The Reconstruction of Nations: Poland, Ukraine, Lithuania, Belarus, 1569–1999*, New Haven 2003; Kate Brown, *A Biography of No Place*, Cambridge, Mass. 2004.

²⁹ Prusin, *Lands Between*.

³⁰ Friedrich Ratzel, *Politische Geographie oder die Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges*, München/Berlin 1903, 596–620 (Neunzehntes Kapitel. Die Grenze als peripherisches Organ); die theoretische Position von Ratzels Opponenten findet sich in: Georg Simmel, *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*, (Georg Simmel Gesamtausgabe, Band 11), Frankfurt am Main 1992. Brillant die Studie von Annemarie Sammartino, *The Impossible Border. Germany and the East, 1914–1922*, Ithaca 2010; Götz Aly/Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Hamburg 1991; Bruno Wasser, *Himmels Raumplanung im Osten. Der Generalplan Ost in Polen 1940–1944*, Basel/Berlin/Boston 1993.

sonders wenn sie gewaltsam erfolgen – verbindet sich so aufs engste mit Heimat- und Identitätsdiskursen.³¹

Hier ließe sich sogar der Gedanke weiterführen zu der These, dass sogar Universitätsgründungen wie die der Viadrina an der deutsch-polnischen Grenze ihre räumlichen Implikationen haben. Das wundert mit Hinblick auf epochemachende Universitätsgründungen (Bologna, Prag, Heidelberg, Sorbonne, Oxford, Krakau) nicht, aber es gilt auch heute in einem elementaren Sinne. So wahr es ist, dass Wissensproduktion universal gültigen Kriterien folgt, also der Referenzrahmen die *science community* im globalen Maßstab ist, so wahr ist auch, dass nur eine Universität, die etwas Spezifisch-konkretes, aus ihrer Lage in Raum und Zeit Abgeleitetes zu bieten hat, etwas zur Weltwissenschaft beizusteuern vermag. Die Ignorierung oder gar Negation des spezifischen Denkkortes entzieht einer Institution wie der Universität geradezu den Boden. Erfolgreiche Universitätsgründungen sind solche, in denen sich die Kräfte finden, die aus ihrem Ort und ihrer Zeit etwas zu machen vermögen und sich nicht auf dem Gemeinplatz eines ebenso selbstgenügsamen Lokalismus wie leeren Globalismus niederlassen. Die große weite Welt in der eigenen kleinen zur Anschauung zu bringen, aber auch die großen Vorgänge in den molekularen vor Ort zu erkennen und fruchtbar zu machen, und sich daran abzarbeiten, heißt sogar die eigene Institution aus einem Chronotop zu begründen – oder daran zu scheitern.

III. Der Ernstfall. Scheitern und Gelingen

Der *spatial turn* ist nicht die Antwort auf die von Reinhart Koselleck monierte „seit jeher theoretisch nur schwach begründete Dominanz der Zeit“. Es bleibt bei der von Bernhard Waldenfels konstatierten unaufhebbaren Symmetrie von Raum und Zeit: „Die Zweiheit von Ort/Raum und Zeit lässt sich nicht überspringen, aber auch nicht aufheben. Jede Hierarchisierung von Zeit und Raum, die ein einseitiges Gefälle herstellt, würde erfordern, dass man letzten Endes die Räumlichkeit aus der Zeitlichkeit oder die Zeitlichkeit aus der Räumlichkeit herleitet...“³²

Die geschichtliche Darstellung folgt in der Regel der zeitlichen Ordnung, ihr Grundmuster ist die Chronik und die Chronologie, das Nacheinander, der Prozess, die Abfolge der Ereignisse, ob nun kurzer oder längerer Dauer. Die Argumente für diese spontane Vorherrschaft der Zeit scheinen zwingend: Konsekutivität, Sequenzialität, Prozessualität, die der Dynamik der geschicht-

³¹ Karl Schlögel, *Grenzland Europa. Unterwegs auf einem neuen Kontinent*, München 2013.

³² Bernhard Waldenfels, *Ortsverschiebungen, Zeitverschiebungen. Modi leibhaftiger Erfahrung*, Frankfurt am Main 2009, 238.

lichen Entwicklung angemessen erscheinen, decken sich mit dem Erzähl- und Schreibvorgang selbst. Jede geschichtliche Erzählung tendiert – bewusst oder unbewusst – zu einem Primat der Zeitlichkeit und der Linearität, zu einer Vorherrschaft über die andere Dimension, ohne die Geschichte nicht „stattfindet“ und nicht erzählt werden kann: den Ort, den Raum, den Schauplatz.

Ort, Raum, Räumlichkeit als die andere Dimension geschichtlicher Existenz sind aber charakterisiert nicht durch ein Nacheinander, nicht eine Abfolge, nicht Sequentialität, sondern Nebeneinander, Koexistenzialität, Simultaneität. Dieses Nebeneinander und diese Simultaneität lassen sich offensichtlich im linearen Nacheinander des Erzählens und des Schreibens nicht erfassen. Erzählen und Schreiben sind sukzessive, sequentielle Prozeduren. Das Nebeneinander und die Simultaneität bedürfen anderer Darstellungsformen: die Fläche, das Bild, die Karte insbesondere, die das Nebeneinander, die Koexistenz, die Gleichzeitigkeit der Dinge oder Vorgänge an einem Ort, in einem Raum zu einem gegebenen Zeitpunkt festhalten, sowie die Entwicklung von Narrativen, die die Komplexität historischer Vorgänge „vor Ort“ entfaltet. Aber wie dies historiographisch bewältigt werden kann, ist meines Erachtens bis heute unbeantwortet. Bernhard Waldenfels hat von der Gleichzeitigkeit und der Gleichörtlichkeit und von der Einheit des gelebten Raums gesprochen, die die „alte“ Opposition von Raum und Zeit hinter sich gelassen haben soll. Doch auf die Frage, wie geschichtliche Ereignisse, Vorgänge als gleichzeitige und gleichörtliche in einem Medium zur Darstellung kommen können, das nur die Sequenzialität, Konsekutivität, Linearität, also das Nacheinander der Erzählung kennt, gibt auch er keine Antwort. Ich kenne keine allgemein gefaßte, theoretische Formulierung für die Darstellung von Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit. Versuche, dieses Darstellungsproblem zu lösen, können aber – per Falsifikation – Aufschluss geben, wie es nicht „funktioniert“, und wo sich möglicherweise ein Ausweg anbietet. „Mein Fall“, der historiographisch zu bewältigen war, ist jenes fatale Jahr 1937, das Jahr des „Großen Terrors“ in Stalins Sowjetunion.³³ Es ging um die äußerste Verdichtung von Ereignissen, die alle vor Ort sich ereigneten, aber nicht in einer Terrorgeschichte aufgingen: die Verabschiedung der neuen Verfassung im Dezember 1936, die Volkszählung im Januar 1937, eine Serie von Schauprozessen und das Puschkin-Jubiläum im Februar, der Selbstmord Ordshonikidses, die Eroberung des Nordpols, die Massentötungen ab August 1937 und die Entfaltung der Kampagne zu den Sowjetwahlen, die Premiere spektakulärer Unterhaltungsfilme und der Beginn großer Bauprojekte usf. Es ging im gegebenen Fall darum, eine narrative Form zu finden, in der das Neben- und Ineinander von Gewalt und Begeisterung, von Ausnahmezustand und Normalität, atemberaubendem sozialen Aufstieg und Vernichtung aus heiterem Himmel, von gezielten Massentötungen und gesellschaftlicher Ano-

³³ Karl Schlögel, *Terror und Traum. Moskau 1937*, München 2008. Einleitung.

mie erfasst werden konnten. Beides existierte gleichzeitig und gleichörtlich – und zwar nicht in der retrospektiven Konstruktion von Historikern, sondern im Erfahrungshorizont der Zeitgenossen. Um diese Koexistenz der Extreme zu erfassen, bedurfte es einer stereoskopisch-panoramatischen Übersicht ebenso wie spezifischer, individueller Blickwinkel. Alles spielte sich nicht nur in einem Augenblick ab – ein Jahr ist geraffte, verdichtete Zeit –, sondern eben auch an einem Ort, fast in Sicht- und Rufweite: die Puschkinfeier fand an dem Ort statt, wo auch die Schauprozesse inszeniert wurden; auf dem Roten Platz wechselten Sportlerparaden mit Massenaufmärschen, die Todesurteile für die Volksfeinde forderten; in den Kinostudios verschwanden Schauspieler, die als Spione entlarvt worden waren; ein Internationaler Geologenkongress stattet einem Großprojekt einen Besuch ab, das in Wahrheit ein Zwangsarbeitslager war – der Moskwa-Wolga-Kanal; und die neue Demokratie wird propagiert, während fast eine Million Menschen nach Plan getötet werden. Die Spezifik dieser Vorgänge, dieses Neben- und Ineinander verlangte eine spezifische erzählerische Form. Wenn man den Erfahrungshorizont der Zeitgenossen – Täter wie Opfer – rekonstruieren wollte, dann kam man nicht darum herum, sich ihrer Verwirrung und Paralyse durch eben jene Simultaneität der Extreme auszusetzen. Man konnte hier nur „mitreden“, wenn man etwas von der Auflösung der Grenzen und dem Verlust der Unterscheidbarkeit wusste. Unsere vom Nazi-Terror geprägten Vorstellungen mit ihren eindeutigen Unterscheidungen von Freund und Feind, half hier wenig, um an das Willkürlich-aleatorische und Enigmatische des stalinistischen Universums, in dem jeder Feind werden konnte, heranzukommen. Es ging darum, eine dem Prozess der Selbstzerstörung und der Auflösung der Freund-Feind-Unterscheidung angemessene Darstellungsform zu finden.

Es war primär nicht das Quellenproblem, von dem soviel die Rede ist, und nicht die Unsäglichkeit dessen, was Menschen von Menschen angetan wurde, sondern das Darstellungsproblem, das sich als das wirklich gravierende herausgestellt hat. Wenn klar war, dass die Geschichte nur angemessen erfasst werden konnte, wenn man sie in ihrer Simultaneität vor Ort darstellte, wie sollte dies in einer sprachlich-narrativ auf das Nacheinander verwiesenen Darstellung geschehen? Wittgensteins Satz, dass man von dem, wovon man nicht sprechen kann, schweigen müsse, implizierte auch die Möglichkeit, das ganze Unternehmen abzubrechen – Scheitern-können und Verstummen-müssen als eine für den historischen Beruf unverzichtbare Grenzerfahrung.

Fast alle zunächst ins Auge gefassten Pläne scheiterten, bis sich irgendwann die Dinge selber „fügten“. Und dieses „Sich-fügen“, in dem der Historiker gleichsam zurücktritt und zum Organon wird, in dem er den Akteuren von einst – Opfern wie Tätern – nur seine Stimme leiht –, und das ohne Zwang und ohne Konstruktion auskommt, scheint überhaupt ein Kriterium für Sagbarkeit und Gelingen. Aber es ergab sich erst nach vielen Ab- und Irrwegen.

Die Suchbewegung eins – die Flanerie à la Franz Hessel und Walter Benjamin – erwies sich als anachronistisch. Die Bewegungsform des Flaneurs, die den Stadtraum Moskau stereoskopisch, panoramatisch erschließen sollte, war den großen Aufmarschplätzen nicht mehr angemessen und der Flaneur war verdächtig geworden, abgelöst durch einen gesteuerten und von Geheimdienstleuten beschatteten Touristen. Vor allem aber: Das Tempo des Flaneurs blieb hinter der Beschleunigung der Ereignisse und der Radikalisierung der Bewegung zurück und wurde überholt von den schockhaften und überfallartigen Meldungen und Ereignissen jenes Jahres. Es war eine harte Einsicht, anzuerkennen, dass man mit Benjamin, der einen Rhythmus für die Erschließung der „Hauptstadt des 19. Jahrhunderts“ gefunden hatte, in Moskau 1937 nicht weit kam.

Suchbewegung zwei zielte auf ein Medium, das dem scharfen Wechsel, der Diskontinuität, dem Bruch, dem Fragmentarisierten Rechnung trug. Und es ist keine große Überraschung, wenn einem hier Sergej Eisenstein in den Sinn kommt, der Meister und Theoretiker der filmischen Montage. Die Auflösung aller festen Orientierungen und Koordinaten, die Schocks, Brüche, kometenhaften Karrieren und aus heiterem Himmel niedersausenden Vernichtungsschläge legten dieses Verfahren nahe.³⁴ Aber auch hier stellte sich rasch heraus, dass das Modell nicht „funktionierte“. Die Montage gab zwar die Fragmentierung, den Bruch wieder, nicht aber die Dynamik, den Prozess der „kumulativen Radikalisierung“ (Hans Mommsen), der so kennzeichnend für den Großen Terror war. Die Montage hielt alles in der Schwebe, die Bewegung war stillgestellt; auch die Montage erwies sich, so paradox es klingt, als „unterkomplex“. Literarische Paralleldarstellungen sind die Stadttromane des 20. Jahrhunderts, in denen die Stadt als Ort der Gleichzeitigkeit, der Verschlingungen und Überkreuzung von Lebenslinien und Handlungsräumen auf engstem Raume bewältigt werden muss. Im Unterschied zu Schriftstellern, die über eine grenzenlose Freiheit verfügen, unterliegen Historiker gänzlich dem Vetorecht, das den Quellen zusteht. Die Leichtigkeit, mit der die Literatur Zeiträume erschaffen und erzählen kann, bleibt uns verwehrt. Sie führt uns aber Register und Kompositionsweisen vor Augen, von denen wir lernen können.³⁵

Der Terminus, in dem Zeit und Raum auch sprachlich verschmolzen und theoriefähig geworden sind, stammt von Michail Bachtin: Chronotopos. „Die literarische Aneignung der realen historischen Zeit und des realen histori-

³⁴ Hier ist auch zu nennen: Walter Kempowski, *Das Echolot. Ein kollektives Tagebuch*, 4 Bde., München 1993–2005.

³⁵ Hans Magnus Enzensberger hat in: *Hammerstein oder der Eigensinn. Eine deutsche Geschichte*, Frankfurt am Main 2008, ein Narrativ der Gleichzeitigkeit entwickelt; Florian Illies hat dasselbe in: *1913: Der Sommer des Jahrhunderts*, Frankfurt am Main 2012, suggeriert.

schen Raumes sowie des – in ihnen zutage tretenden – realen historischen Menschen“ wird hier zum Thema. „Die Zeit verdichtet sich hierbei, sie zieht sich zusammen und wird auf künstlerische Weise sichtbar; der Raum gewinnt Intensität, er wird in die Bewegung der Zeit, des Sujets, der Geschichte hineingezogen. Die Merkmale der Zeit offenbaren sich im Raum, und der Raum wird von der Zeit mit Sinn erfüllt und dimensioniert.“³⁶ Bachtin hat den Chronotopos für den Roman – den antiken Abenteuerroman, den Ritterroman – entwickelt, nicht für die Geschichtsschreibung. Dennoch lassen sich daraus wichtige Hinweise auch für das historische Narrativ entnehmen, vor allem jenem, dass es eine Korrespondenz gibt zwischen geschichtlicher Konstellation einerseits und Darstellungsform andererseits.

Es war denn auch ein literarisches Werk, das einen Schlüssel für die Erzählung bot, in der Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit zusammenkommen konnten: Michail Bulgakows Roman *Meister und Margarita*. Man hat dieses 1940 abgeschlossene Werk charakterisiert als „magischen Realismus“. Die Grenzen zwischen Fiktivem und Wirklichkeit, zwischen erdachten und phantastischen Vorgängen – Verschwörungen aller Art, die Welt von Agenten und Spionen durchdrungen, jede Bagatelle eine Staatsaffäre, jeder Unfall eine von langer Hand geplante Sabotageaktion usf. – hatten sich aufgelöst, die willkürliche Behauptung setzte selber phantastische Wirklichkeiten. Der magische Realismus Bulgakows schien die literarische Form dessen zu sein, was einer historischen Erzählung erst noch bedurfte, und deren Kern eben nicht die Geschichte des Terrors oder die Geschichte der Utopie war, sondern die Auflösung aller relevanten Unterscheidungen in einem Tohuwabohu der Selbstverwirrung und Selbstdestruktion, wo auch die Unterscheidung von Opfern und Tätern, jene so fest etablierte Frontlinie, die das Gute vom Bösen, den Freund vom Feind, das Wahre vom Falschen unterscheidet, hinfällig geworden ist. Der Chronotopos des Bulgakowschen Romans ist der Zusammenbruch der Unterscheidungen und die Entstehung eines Raumes der totalen Willkür, in dem alles möglich ist. Zudem fanden sich in seinem Roman fast alle konkreten Topoi des empirisch erschließbaren Moskauer jener Zeit – Komunalka, Parade, Totenzug, Hinrichtung, Schauprozess, Walpurgisnacht, himmelstürmende Bauten, die Chaotik und Idylle Moskaus –, betrachtet aus der Vogelperspektive des Fluges der Margarita über die Stadt hinweg: das Ganze auf einen Blick, die Gleichzeitigkeit der Ereignisse am gleichen Ort. Der Flug der Margarita konnte so zum Vehikel und zur Navigation über das Gelände werden, auf dem sich die Geschichte entfaltete. Die Urform dieser aus der Vogelschau gewonnenen panoramatischen Zusammenschau ist die Teichoskopie, die Mauerschau, wie schon in der *Ilias* von Homer vorgeführt.

³⁶ Michail M. Bachtin, *Chronotopos*. Aus dem Russischen von Michael Dewey, Frankfurt am Main 2008, 324; Katerina Clark/Michael Holquist, *Mikhail Bakhtin*, Cambridge, Mass. 1986.

Alles zusammengenommen – die Bewegungsform des Fluges (nicht der Flanerie), die Stadt als ganze (wahrgenommen aus der Vogelperspektive) und die wichtigsten Handlungs- und Tatorte berührend (wie sie im Roman bzw. in der Chronik der realen Ereignisse festgehalten sind) – ergab in rund 40 Bildern bzw. Stationen eine Erzählung, in der das Nebeneinander mit dem Nacheinander, die Koexistenz des Verschiedenen mit der kumulativen Radikalisierung der Bewegung zusammenkommen konnten.

Ich führe das aus, nicht um eine Selbstinterpretation nachzuliefern, sondern um den Prozess der Generierung eines Narrativs mir – und vielleicht auch für andere – zu rekapitulieren und klarzustellen, dass die Suche nach der angemessenen, vielleicht sogar: richtigen Form nicht mit stilistischem oder literarischem Ehrgeiz zu tun hat, sondern Form- und Kompositionsfragen wesentlich sind. Auch hier gilt die schöne Formel: *form follows function*. Das vorläufige Ergebnis lautet so: Es gibt so etwas wie ein Vetorecht und ein Privileg des Ortes: an ihm koexistiert, was allzu leicht voneinander isoliert wird, wenn man auf die räumliche Wahrnehmung verzichtet; an ihm steht nebeneinander, was in einer Perspektive des Nacheinander allzu leicht separiert und allzu leicht in eine teleologische Linearität gebracht werden kann; an ihm herrschen Mischungsverhältnisse, deren gleichzeitige und gleichörtliche Wahrnehmung eine irreduzible Komplexität verbürgen. Diese Komplexität generiert Wahrnehmungsweisen, Perspektiven und Einsichten, die eben durch die Simultaneität des Geschehens im Raum provoziert und verbürgt sind. Es werden damit auch Quellengruppen und Materialien relevant, die in einer chronologisch gefassten linearen Geschichte eher sekundär sind: Dokumente des Körperlichen, der physischen Präsenz, des Relationalen, des Verhaltens, das sich aus dem In- und Nebeneinander der in einer „Zeit Heimat“ lebenden Akteure (Ilja Ehrenburg) ergibt. Es wird ein Sinn geschult, der sehr aufs Phänomenologische aus ist und die Oberfläche Ernst nimmt. Dort, wo die Sukzession und die Fabel ihre Monopolstellung verloren haben, kommt endlich die Simultanstruktur zum Zug. Es geht dann nicht mehr, wie Jürgen Schramke in seiner Studie zum modernen Roman herausgearbeitet hat, um Entwicklungszusammenhänge, sondern um simultane Verweisungszusammenhänge. Nicht nur der historische Augenblick und die lineare Ereignisfolge, sondern die mehr horizontal angeordneten Knotenpunkte und Beziehungsnetze kommen dann ins Spiel.³⁷

³⁷ Jürgen Schramke, *Zur Theorie des modernen Romans*, München 1974, 136, 137.

IV. Auf der Suche nach einer allgemeineren Formulierung, nicht nach einer Formel

Es muss möglich sein, das Problem der Darstellbarkeit von Gleichzeitigkeit und Gleichörtlichkeit allgemeiner zu fassen. Wenn man akzeptiert, dass die narratologische Form zuerst eine epistemologische Frage und nicht eine literarische ist, und wenn man der Auffassung ist, dass sie für die Geschichtsschreibung nicht minder wichtig ist als die wesentliche Unterscheidung von Fakten und Fiktion, dann muss man sich wundern, dass es über die *Bauformen historischen Erzählens* – um den Titel des auch für Historiker höchst anregenden literaturwissenschaftlichen Klassikers von Eberhard Lämmert abzuwandeln – kaum eine entfaltete Diskussion gibt.³⁸

Fragen des Erzählens werden in einer arbeitsteilig organisierten Wissensgemeinschaft fast zwangsläufig in der dafür zuständigen Branche behandelt: in der Literatur und Literaturwissenschaft, in den dramatischen und darstellenden Künsten, neuerdings in den Medienwissenschaften. Von ihnen kann die Geschichtswissenschaft lernen, ohne dass sie die qualitative Differenz zur literarischen Fiktion aufheben könnte. Die meisten Anhaltspunkte lassen sich in der Literaturwissenschaft, die von Hause aus mit den zentralen Fragen der Darstellungs- und Erzählform zu tun hat, finden; aber es gilt in anderer Weise auch für die Bildwissenschaften und, beschleunigt durch die Entwicklungen des 20. Jahrhunderts, den Film, der mit seinen „bewegten Bildern“ den unüberbrückbaren Gegensatz von Bild und Sprache, von Statik und Dynamik, von Beschreibung und Erzählung aufzuheben scheint. „Das Filmkunstwerk [...] bedient sich eines multimedialen Mediums, das sowohl zeitliches Nacheinander als auch räumliches Nebeneinander, dazu noch die Bewegung, den Ton und letztlich die Simultaneität synchron ablaufender Vorgänge darzustellen in der Lage ist.“³⁹

Das Problem, „gegenständliche und handlungsmäßige Simultaneität durch das lineare Medium der narrativen Struktur zu erfassen“,⁴⁰ ist uralte. Es wurde bereits von Homer mit dem Schild des Achilles (die Beschreibung bringt die darauf abgebildete Handlung in Bewegung) und der Teichoskopie (in der Schau auf die Schlacht werden nicht nur das Getümmel insgesamt, sondern die vielen Einzelaktionen überschau- und beschreibbar) thematisiert; es wurde von Lessing in der *Laokoon*-Schrift theoretisch elaboriert in der Aufgaben-

³⁸ Eberhard Lämmert, *Bauformen des Erzählens*, 8. und unveränderte Aufl. Stuttgart 1991.

³⁹ Jochen Vogt, *Aspekte erzählender Prosa, Eine Einführung in Erzähltechnik und Romantheorie*, 7. Aufl. Opladen 1990, 138.

⁴⁰ A. J. Bisanz, „Linearität versus Simultaneität im narrativen Zeit-Raum-Gefüge“, in: *Erzählforschung. Theorien, Modelle und Methoden der Narrativik*, hg. von Wolfgang Haubrichs, Bd. 1, Göttingen 1976, 200.

teilung zwischen Malerei und Poesie – die eine ist für das Nebeneinander, die andere für das Nacheinander zuständig, – und es wurde der Versuch einer systematisch gewordenen Synchronistik unternommen – etwa in Karl Ferdinand Gutzkows „Roman des Nebeneinander“ im 19. Jahrhundert.⁴¹ Auch Wilhelm Raabe wollte die „brave, allzu verständige, nüchterne Muse des Nacheinander“ hinter sich lassen und wünschte sich die „Göttin des Durcheinander“ herbei. Für den modernen Roman ist die Bewältigung der Gleichzeitigkeit zum Dauerthema geworden: von Tolstois „Krieg und Frieden“ über John Dos Passos’ „42. Breitengrad“, Döblin und Joyce bis hin zur thematisch werdenden Auflösung der Romanform selbst.

Die Literaturwissenschaft hat die „Bauformen“ herausgearbeitet, mittels derer Gleichzeitigkeit wenn nicht hergestellt, so doch wenigstens suggeriert werden kann. Das können sein der Botenbericht und die Teichoskopie, das Ineinanderlaufen verschiedener Fäden einer Handlung, die Verschachtelung mehrerer Handlungsstränge, Rückgriffe und Rückblenden, Interruptionen, *flash-backs*, rasche Szenewechsel und blitzartige Übergänge, die Polyphonie der Akteursstimmen, nachholende Handlungen, innere Monologe, die Einführung von vielen Perspektiven, die eine eher horizontale als eine vertikale Perspektive ermöglichen. Wo dies geschieht, ändert sich auch das Vokabular. Es ist nicht mehr nur von „als“, „und dann“ die Rede, sondern von das Nebeneinander herstellenden Vokabeln wie „während“, „unterdessen“, immer wieder – bei Kleist etwa – Zeitadverbien wie „eben als“, „in diesem Augenblicke“ „indem“, „eben“.

Eigentlich ist nur der Film mit seiner Kombination von erzählerischer Dynamik und dem Ineingreifen von Situationen in einem Bild in der Lage, die Grenzen der narrativen Struktur zu sprengen. Er schafft dies durch radikale Beschleunigung, rasche Ortswechsel, vielleicht auch die Verschränkung von Orten und Handlungen, Rückblenden usw., also das, was Döblin „Kinostil“ genannt hat.

Wenn die Linearität der Rede oder Erzählung uns dazu verurteilt, die Dinge nacheinander zu erzählen, obwohl sie gleichzeitig ablaufen, es also immer nur eine Suggestion, eine Ahnung von Gleichzeitigkeit geben kann, dann bietet sich als einziger Ausweg für die Herstellung von Synchronizität die kompositorische Arbeit. „Die Verwandlung der epischen Zeit aus einer Linie in eine verwobene Fläche, aus einem Handlungsstrang in eine Simultanstruktur bedeutet, dass der zeitliche Sinnzusammenhang nicht mehr primär auf der Ebene der Fiktion (durch die erzählte Zeit), sondern auf der Ebene der Komposition (durch die Erzählzeit) hergestellt wird.“⁴² Die Arbeit an der Komposition, das wird hier deutlich, ist wiederum nicht eine Frage der gefäl-

⁴¹ Karl Ferdinand Gutzkow, *Die Ritter vom Geiste*, hg. von Adrian Hummel und Thomas Neumann, Frankfurt am Main 1998, Vorwort, 10.

⁴² Jürgen Schramke, *Zur Theorie des modernen Romans*, München 1974, 137.

ligen oder weniger gefälligen Anordnung, der besseren Lesbarkeit, sondern hat etwas mit der Angemessenheit gegenüber dem Gegenstand und dessen Entwicklung zu tun.

Die Geschichte der Geschichtsschreibung hat nicht nur einen ungeheuren Erkenntnis-, sondern einen nicht minder bedeutenden Formenreichtum hervorgebracht. Die Spannbreite der Zugänge und Methoden spiegelt die Komplexität der Welt wider, auf die sich Geschichtsschreibung einlässt. Sie entfaltet sich nicht nur in Genres und Spezialuntersuchungen, in Einzelforschungen und Synthetisierungsanstrengungen, Epochendarstellungen und Mikrostudien, Institutionen- und Geistesgeschichten, Biographien und Sozialgeschichten, und ihre Vitalität zeigt sich in einer unentwegten Verschiebung von Perspektiven und Neuerschließung oder Neubewertung von Quellen. Demgegenüber scheint die Arbeit mit dem Formenreichtum historischer Erzählung fast zweitrangig, so als könnte das Was vom Wie getrennt werden. Könnte es nicht sein, dass die Art und Weise, wie wir über das 20. Jahrhundert sprechen, hoffnungslos zurückgeblieben ist, gegenüber dem, was sich ereignet hat? Könnte es sein, dass wir noch immer an den Formen des Gesellschaftsromans des 19. Jahrhunderts uns orientieren, wo wir längst in die Abgründe des 20. katapultiert sind? Und könnte es nicht sein, dass wir in einem Schematismus befangen bleiben, der uns daran hindert, den Abenteuern und Abgründen, die wir doch ausgemacht haben, eine angemessene Sprache zu geben? Vieles spricht dafür, dass die Neigung, sich auf Haupt- oder Sonderwege festzulegen, alles auf den Begriff bringen zu müssen, nicht bloß forschungslogische Gründe hat, sondern zutiefst in einem Sicherheitsbedürfnis begründet ist, in einer Angst vor dem Chaos und dem Irrationalen, das freilich durch Begriffe oder Modelle sich kaum beeindrucken und disziplinieren lässt.

Es gibt nicht *ein* narratives Modell, sondern so viele Formen, wie es Gegenstände, Stoffe, Konstellationen der geschichtlichen Welt gibt. Es gibt kein Standardverfahren und kein Standardnarrativ. Man muss für jeden Fall und immer wieder aufs Neue die angemessene Form finden. Das biographische Narrativ ist anders als das Narrativ einer Institutionen- und Bürokratiegeschichte, das Narrativ einer konvulsivischen Situation ist anders als das einer langsam gehenden Zeit. Das alles verlangt mehr als die Abarbeitung eines Modells oder eines Idealtyps. Der geschichtliche Ernstfall ist nicht die Illustration eines Modells, sondern eher umgekehrt: Modelle werden der Wirklichkeit abgerungen. Wir müssen der Wucht des Materials vertrauen und die Illusion fallen lassen, wir seien Herrn des Verfahrens und könnten gleichsam über Geschichte wie über Versuchsanordnungen verfügen. Man muss nichts erfinden, nichts konstruieren und nichts ausprobieren. Wir müssen uns die Freiheit nehmen, uns von Begriffen und Schemata zu lösen. Ob wir mit einer Geschichte halbwegs klargekommen sind, wird sich nicht nur daran zeigen, ob sie den geschichtlichen Tatsachen entspricht, sondern daran, ob

wir eine Sprache für sie finden, oder genauer: ob wir den Ton finden, der gewöhnlich die Musik macht. Vieles spricht dafür, dass wir den Kataklysmen der Geschichte, insbesondere des 20. Jahrhunderts, besser gerecht werden können, wenn wir uns nicht so sehr an die „brave, allzu verständige, nüchterne Muse des Nacheinander“ halten, sondern mehr an die „Göttin des Durcheinander“ (Wilhelm Raabe). Auch für Historiker hat es Folgen, wenn sie nicht mehr vom Ende einer linearen Geschichte auf die Vergangenheit zurück- oder herabblicken können. Sie lernen, etwas vorsichtiger und demütiger vom Privileg des Mehrwissens, das den Nachgeborenen ohne eigenes Verdienst zugefallen ist, Gebrauch zu machen, und sie gewinnen eine Vorstellung von den Risiken, die eine heillose und offene Gegenwart für die jeweils Lebenden bereit hält.

Geschichte und Geschehen

Zur Historizität der „Geschichte“ als Wissensform*

Reinhard Blänkner

„Wieviel Geschichte braucht der Mensch?“ – mit dieser Frage eröffnen Aleida Assmann und Ute Frevert ihr 1999 publiziertes Buch *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit*, in dem sie dem Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945 nachspüren. „Nicht zuviel, nicht zu wenig“, lautet ihre Antwort, und sie beziehen sich hierbei auf Friedrich Nietzsches *Zweite Unzeitgemäße Betrachtung – Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1873/74).¹ Ob dieser Rückgriff plausibel argumentativ begründet ist und wie weit Nietzsches Kritik am Historismus heute noch trägt, soll hier vorerst offen bleiben. Zunächst ist lediglich festzuhalten, dass die Antwort der beiden Autorinnen selbst unbefriedigend bleibt, weil sie sich zum einen ein „zu viel“ aufbürdet, nämlich auf eine Aussage über „den Menschen“ als Gattungswesen abzielt, zum anderen ein „zu wenig“ hinterlässt, weil unklar bleibt, was mit „Geschichte“ gemeint ist, und schließlich, insofern sie beide Aspekte miteinander verknüpft. Folgt man einer der Grundannahmen der Philosophischen Anthropologie – und ähnlich, wenngleich anders begründet auch der Historischen Anthropologie –, dass der Mensch im Unterschied zum Tier an sich ein „geschichtliches“ Wesen sei, so ist die Frage, „wieviel“ Geschichte der Mensch braucht, nicht sinnvoll. Umgekehrt verweist die Frage nach dem „wieviel“ an Geschichte auf die politisch-kulturelle Verfügbarkeit der Geschichte und steht damit in unaufhebbarer Spannung zur These von der Geschichtlichkeit des Menschen. Das Problem, das hiermit angesprochen, jedoch nicht weiter diskutiert wird, ist das der Verfügbarkeit oder Unverfügbarkeit der Geschichte.²

* Die vorliegende Skizze geht zurück auf meinen Vortrag über „Geschichte und Geschehen“, den ich auf Einladung von Doris Bachmann-Medick am Graduate Center for the Study of Culture in Gießen am 10. Mai 2011 gehalten habe.

¹ Aleida Assmann/Ute Frevert, *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999, 1.

² Siehe hierzu Stefan Deines/Stephan Jaeger/Ansgar Nünning (Hg.), *Historisierte Subjekte – Subjektivierte Historie. Zur Verfügbarkeit und Unverfügbarkeit von Geschichte*, Berlin/New York 2003 (Kurztitel: Deines/Jaeger/Nünning (Hg.), *Historisierte Subjekte*); Heinz Dieter Kittsteiner, *Out of Control. Über die Unverfügbarkeit des historischen Pro-*

Das Unbehagen, das die Frage „Wieviel Geschichte braucht der Mensch?“ hinterlässt, bringt jedoch eine grundsätzliche Aporie zu Bewusstsein, die dem modernen Diskurs über Geschichte seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts zugrunde liegt – die Vermischung oder, problematischer noch, die Verwechslung von Geschichte, Erinnerung und Geschehen. In der nachfolgenden Skizze soll diese konzeptuelle Gemengelage mit der Absicht kritisch überprüft werden, Auswege aus diesem aporetischen Dauerzustand vorzubereiten, dessen grundsätzliche Problematik sich durch die Konzeptualisierung einer Historischen Kulturwissenschaft im Zeichen der Globalisierung und der Herausforderungen des Postkolonialismus verschärft. Die Argumentation zielt dabei auf eine systematische Unterscheidung von Geschichte und Geschehen sowie auf die Frage nach den historischen Bedingungen und konzeptuellen Möglichkeiten einer „Historie“ nach der „Geschichte“. Hierzu werde ich zunächst einen Blick auf einige Aspekte einer „Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus“ (I), anschließend auf den Postkolonialismus als Provokation der Geschichtswissenschaft (II) werfen, um abschließend (III) einige Problemfelder als Ausgangspunkt für die Diskussion einer nachhistoristischen Historie zu skizzieren.

I. Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus

1. Geschichte – Geschehen und Erzählung

Die semantische Doppelbedeutung von Geschichte als Geschehen und deren Erzählung steht am Beginn des modernen Geschichtsbegriffs um 1800. Hierauf hat vor allem Hegel aufmerksam gemacht. „*Geschichte*“, so Hegel am Beginn seiner *Philosophie der Weltgeschichte*, „vereinigt in unserer Sprache die objektive sowohl als die subjektive Seite und bedeutet ebenso gut die *historiam rerum gestarum* als die *res gestae* selbst; sie ist das Geschehene nicht minder wie die Geschichtserzählung“.³

Unerwähnt lässt Hegel an dieser Stelle die Besonderheit seines nachfolgenden Arguments, dass das Geschehen bzw. der weltliche Geschehensraum – „die Schadelstätte des absoluten Geistes“ – nicht schlechthin „Geschichte“ ist, sondern hierzu erst durch politische Formung, durch „Staatsbildung“ wird. Durch diese Qualifizierung kommt Hegel zur Unterscheidung von *ge-*

zesses, Berlin 2004 (Kurtztitel: Kittsteiner, Out of Control); Reinhard Blänkner, „Prozess und Ereignis. Zum Problem der Unverfügbarkeit der Geschichte“, in: Bernhard Marx (Hg.), *Widerfahrnis und Erkenntnis. Zur Wahrheit menschlicher Erfahrung*, Leipzig 2010, 147–173.

³ Georg Wilhelm Friedrich Hegel, „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“, in: Ders., *Werke in zwanzig Bänden*, hg. von Eva Moldenhauer/Karl Markus Michel, Bd. 12, Frankfurt am Main 1970, 83.

schichtlichen und *geschichtslosen* Völkern, zu denen er vor allem die afrikanischen und indischen Völker, aber auch die damals noch jungen Vereinigten Staaten von Amerika zählt. Weltgeschichte ist für Hegel das Geschehen der staatenbildenden Völker, und zentraler „Schauplatz der Weltgeschichte“ ist die „Alte Welt“, also „Europa“.⁴

Hegels Unterscheidung zwischen „geschichtlichen“ und „geschichtslosen“ Völkern hat eine nachhaltige, bis in die aktuellen geschichtstheoretischen Debatten reichende Wirkung hinterlassen. Bevor auf den Plausibilitätsschwund dieses Theorems zurückzukommen sein wird, ist zunächst zu fragen, wie es überhaupt zu dieser Unterscheidung bzw. zur Mehrschichtigkeit des Geschichtsbegriffs als Geschehen sowie als Erzählung über das Geschehen gekommen ist, die noch ein halbes Jahrhundert früher, etwa in Johann Martin Chladenius' *Allgemeine(r) Geschichtswissenschaft* (1752) und noch in Friedrich Schillers Jenaer Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* (1789), nicht geläufig war.

Bis dahin besaß *Historie* noch keineswegs die Bedeutung des Geschehens selbst als Prozess, sondern als Bericht bzw. als Erzählung über das Geschehen als singuläre „Begebenheit“. Im Rahmen der alteuropäischen Wissensordnung wurde *Historia* daher auch nicht zu den Wissenschaften, sondern den Künsten, näherhin zur *Rhetorik* und *Poetik* gerechnet. *Historia* hatte hier, wie Reinhart Koselleck in seinen einschlägigen Studien gezeigt hat, die Bedeutung der *magistra vitae*, einer „Lehrmeisterin für das Leben“, sie war die narrative Wissensform des Geschehens als Exempelsammlung der Moral, an der sich die Menschen im Horizont zyklisch gedachter Abfolgen politisch-sozialer Ordnungen orientieren konnten.⁵

Der Krise dieses alteuropäischen Topos der *historia magistra vitae* liegen mehrere Faktoren zugrunde, unter denen vor allem die Ausweitung und die Verflechtungen des Geschehens- und Erfahrungsraums im Zuge der frühneuzeitlichen Globalisierung zu nennen sind, die sich nicht mehr in die bestehenden Wissensordnungen und Erzählmodi einfügen ließen. Konzepte der *conjectural history* in der schottischen Aufklärung, die *philosophie de l'histoire* von Voltaire, Abbé Raynal und Denis Diderot, die Göttinger Schule der *Staatenkunde*, gipfelnd in Arnold Hermann Ludwig Heeren's *Handbuch der Geschichte des europäischen Staatensystems* (1809), oder das Konzept

⁴ Ebd., 115, 134.

⁵ Vgl. Reinhart Koselleck, „Historia magistra vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte“ (1967), in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1979, 38–66; Ders., Art. „Geschichte“ V–VII, in: Otto Brunner/Werner Conze/Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, Bd. 2, Stuttgart 1975, 647–717. Zur Spezifik frühneuzeitlicher „Geschichte“ als *ars historica* bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts s. Anthony Grafton, *What was History? The Art of History in Early Modern Europe*, Cambridge, Mass. 2002.

einer „philosophischen Reise“ bei Georg Forster u.a. als neue Modi der Welterschließung markieren die Transformation des Diskurses über *Historie*, deren zentraler Aspekt in der Ausdifferenzierung des Begriffs der Geschichte als Autonomisierung und Erzählung des Geschehens liegt. Dabei wird auch das Verständnis des Geschehens selbst von der singulären Begebenheit auf den prozessualen Geschehenszusammenhang erweitert. „Geschichte“ konstituiert sich also als neue Wissensform der Welterschließung, sie ist eine Antwort auf den neuen Problemzusammenhang von erweiterten globalen Handlungs- und Erfahrungsräumen und deren reflexiver Verarbeitung.

Die Komplexitätssteigerung der frühneuzeitlichen Globalisierung ist auch der Ausgangspunkt der spekulativen Geschichtsphilosophie. Ihren verschiedenen Varianten von Kant und Hegel bis Marx liegt als gemeinsame Problemstellung die Einsicht in die menschliche Unverfügbarkeit des historischen Prozesses zugrunde, die mit teleologischen Denkfiguren wie der *invisible hand*, der *Naturabsicht* oder *List der Vernunft* überspielt wurde, um sie ideell zu bändigen.⁶ *Geschichte* wird hier zur „absoluten Metapher“ (Hans Blumenberg) für die Totalität der globalen Geschehenszusammenhänge.

Die durchgängige Bezugnahme auf die Geschichte als „differenzlose Letztinstanz“ (Niklas Luhmann) auf fast ausnahmslos allen Wissensfeldern verschaffte der *Geschichte* den Status einer „leitenden Orientierungsmacht“⁷, und dies vor allem ist gemeint, wenn vom „Historismus“ die Rede ist.⁸ Die wissenschaftlich-akademischen Disziplinen von den Naturwissenschaften über die Jurisprudenz, die Literatur- und Kunstwissenschaft, die Nationalökonomie, Philosophie und Philosophiegeschichte bis hin zur Kirchen-, Religions- und Theologiegeschichtsschreibung – sie alle sind über mehr als ein Jahrhundert von diesem Historismus tief imprägniert gewesen, dessen kulturelle Wirksamkeit darüber hinaus durch seine Verfestigung als habituelles

⁶ Zur problemgeschichtlichen Rekonstruktion der Ausgangsfragen, auf die die spekulative deutsche Geschichtsphilosophie von Kant bis Marx eine Antwort war, s. Heinz Dieter Kittsteiner, *Naturabsicht und Unsichtbare Hand. Zur Kritik des geschichtsphilosophischen Denkens*, Frankfurt am Main 1980; Ders., *Listen der Vernunft. Motive des geschichtsphilosophischen Denkens*, Frankfurt am Main 1998.

⁷ Thomas Nipperdey, „Sich an der Geschichte orientieren?“, in: *Der Mensch als Orientierungswaise. Ein interdisziplinärer Erkundungsgang. Beiträge von Hermann Lübke u.a.*, Freiburg 1982, 107–144 (Kurztitel: Nipperdey, Sich an der Geschichte orientieren?); Gangolf Hübinger, „Geschichte als leitende Orientierungsmacht im 19. Jahrhundert“, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 11 (1988), 149–158.

⁸ Siehe hierzu Annette Wittkau, *Historismus. Zur Geschichte des Begriffs und des Problems*, Göttingen 1992; Otto Gerhard Oexle, *Geschichtswissenschaft im Zeichen des Historismus*, Göttingen 1996 (Kurztitel: Oexle, Geschichtswissenschaft); Ders./Jörn Rüsen (Hg.), *Historismus in den Kulturwissenschaften. Geschichtskonzepte, historische Einschätzungen, Grundlagenprobleme*, Köln 1996.

Muster stabilisiert wurde.⁹ Vor allem aber stand die Geschichtswissenschaft selbst „im Zeichen des Historismus“ (Otto Gerhard Oexle), was weder ein Pleonasmus noch eine Selbstverständlichkeit ist.

Über die Mehrschichtigkeit des Geschichtsbegriffs als Geschehen und Erzählung über das Geschehen wurde nach der breiten Abwendung von der Geschichtsphilosophie seit den 1840er Jahren, von Ausnahmen wie Johann Gustav Droysen abgesehen, kaum noch kritisch nachgedacht. Und nicht selten wurden beide zur bis Unkenntlichkeit vermischt, ohne dass hieran nachhaltig Anstoß genommen worden wäre. Die Kritik an der spekulativen Geschichtsphilosophie, die deren problemgeschichtliche Ausgangsfragen gleich mit erledigte, und die Hinwendung zur positivistischen Geschichtswissenschaft seit der Mitte des 19. Jahrhunderts führten in einen faktenfixierten Objektivismus¹⁰, gegen den niemand schärfer polemisiert hat als Friedrich Nietzsche.

„Ganze Gelehrten- und Forscher-Cohorten“, so Nietzsche, böten „das widrige Schauspiel einer blinden Sammelwuth, eines rastlosen Zusammenscharrens alles einmal Dagewesenen“ und hätten eine „fürchterliche Species von Historikern“ hervorgebracht, „tüchtige, strenge und ehrliche Charaktere – aber enge Köpfe“, die ihre Aufgabe darin sähen, „die Geschichte zu bewachen, dass nichts aus ihr heraus komme als eben Geschichten, aber ja kein Geschehen! [...]“¹¹ Im positivistisch-akademischen Betrieb der Geschichte als institutionalisierte Wissenschaft und im entwicklungsgeschichtlichen Denken, das sich im „Strome des Werdens“¹² verliert, sieht Nietzsche keinen Nutzen für das Leben, sondern eine „historische Krankheit“, die zur Orientierungslosigkeit des Menschen führe und nur durch die „unhistorische“ Kraft des Vergessens und den Blick auf die „überhistorischen“ Mächte der Kunst und Religion geheilt werden könne.¹³

⁹ Siehe hierzu Elizabeth Deeds Ermath, „The Trouble with History“, in: Deines/Jaeger/Nünning (Hg.), *Historisierte Subjekte*, 105–120; Daniel Fulda, „Historicism as a Cultural Pattern: Practising a Mode of Thought“, in: *Journal of the Philosophy of History* 4 (2010), 138–153.

¹⁰ Siehe hierzu umfassend Lorraine Daston/Peter Gallison, *Objektivität*, Frankfurt am Main 2007.

¹¹ Friedrich Nietzsche, „Unzeitgemäße Betrachtungen II. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“, in: Ders., *Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, 2. Aufl. München 1988, Bd. 1, 243–334, insbes. 268, 281, 288 f. (Kurztitel: Nietzsche, Vom Nutzen und Nachteil).

¹² Ebd., 250.

¹³ Ebd., 330. Siehe hierzu auch Heinz Dieter Kittsteiner, „Vom Nutzen und Nachteil des Vergessens für die Geschichte“ (1996), in: Ders., *Out of Control*, 217–251.

2. Krise des Historismus

Kaum jemand der an der Debatte über die Krise des Historismus und der Konzeptualisierung von Wissenschaft als Kulturwissenschaft um 1900 Beteiligten hat ähnlich wie der kulturprotestantische Theologe Ernst Troeltsch Nietzsches Fragen aufgenommen, um sie jedoch gegen Nietzsche im Sinne eines erneuerten, „reflektierten Historismus“ (Hartmut Ruddies) zu beantworten. Den, wie er 1913 schrieb, „entnervenden Wirkungen des historischen Relativismus“¹⁴ versuchte Troeltsch durch die Überwindung der „Geschichte durch Geschichte“, durch das Programm einer „europäischen Kultursynthese“ zu begegnen, wie er sie nach dem Ersten Weltkrieg in seinem späten Hauptwerk *Der Historismus und seine Probleme* (1922) dargelegt hat.

Die „systematische Inkonsistenz von Troeltschs Geschichtsphilosophie“¹⁵, Troeltschs konzeptuelles Dilemma der Vermittlung zwischen einer geschichtsphilosophisch begründeten Sphäre des Absoluten und der Geschichte sowie die methodische Struktur seines Historismus sind in jüngerer Zeit mehrfach Gegenstand eingehender Untersuchungen gewesen¹⁶, darum ist hierauf an dieser Stelle nicht erneut einzugehen. Einen näheren Blick verdient stattdessen Troeltschs Idee einer „europäischen Kultursynthese“, die er am Ende seines *Historismus*-Buchs entwirft. Dieses zuvor bereits separat und nun in überarbeiteter Version erschienene Schlusskapitel unter dem Titel „Über den Aufbau der europäischen Kulturgeschichte“¹⁷ hat außerhalb der jüngeren Troeltsch-Forschung über Jahrzehnte ein Schattendasein geführt, obwohl der Text zu den bedeutendsten, aber auch problematischsten geschichtstheoretischen Aufsätzen des 20. Jahrhunderts zählt.

¹⁴ Ernst Troeltsch, „Das neunzehnte Jahrhundert“ (1913), wieder abgedruckt in: Ders., *Aufsätze zur Geistesgeschichte und Religionssoziologie*, Tübingen 1925, Nachdruck Aalen 1966, 628. Siehe hierzu auch Oexle, *Geschichtswissenschaft*, 57 ff.

¹⁵ Friedrich Wilhelm Graf/Hartmut Ruddies, „Geschichtsphilosophie in praktischer Ab-sicht“, in: Josef Speck (Hg.), *Grundprobleme der großen Philosophen. Philosophie der Neuzeit IV*, Göttingen 1986, 128–164, hier: 160; s.a. Hartmut Ruddies, „„Geschichte durch Geschichte überwinden“. Historismuskonzept und Gegenwartsdeutung bei Ernst Toeltsch“, in: Wolfgang Bialas/Gérard Raulet (Hg.), *Die Historismusdebatte in der Weimarer Republik*, Frankfurt am Main 1996, 198–217, insbes. 217 (Kurztitel: Ruddies, *Geschichte*).

¹⁶ Vgl. Otto Gerhard Oexle, „Troeltschs Dilemma“, in: Friedrich Wilhelm Graf (Hg.), *Troeltschs „Historismus“* (Troeltsch-Studien, Bd. 11), Gütersloh 2000, 23–64, insbes. 49; Trutz Rendtorff, „Geschichte durch Geschichte überwinden. Beobachtungen zur methodischen Struktur des Historismus“, in: Friedrich Wilhelm Graf (Hg.), *„Geschichte durch Geschichte überwinden“. Ernst Troeltsch in Berlin* (Troeltsch-Studien, N.F. 1), Gütersloh 2006, 285–325 (Kurztitel: Rendtorff, *Geschichte*).

¹⁷ Ernst Troeltsch, *Der Historismus und seine Probleme*, Tübingen 1922, 694–772 (Kurztitel: Troeltsch, *Historismus*). Der ursprüngliche Text geht auf einen im Mai 1918 gehaltenen Vortrag zurück, dessen Druckfassung in *Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche* 44 (1920), 633–680, erschienen war.

Nicht zu Unrecht wird Troeltschs Entwurf einer „europäischen Kultursynthese“ gemeinhin als Antwort auf die imperialen Nationalismen und den deutschen Sonderweg gelesen, die in den Ersten Weltkrieg geführt haben.¹⁸ Politisch fügt sich der Entwurf insofern in die anhebenden Europadiskussionen nach dem Krieg ein. Was auf den ersten Blick als offensives Programm auf dem Weg zu einer nach-nationalistischen europäischen Integration erscheint, ist tatsächlich jedoch der Versuch einer defensiven historisch-philosophischen Selbstvergewisserung vor dem Hintergrund des globalpolitischen Bedeutungsverlusts Europas und des Aufstiegs außereuropäischer Mächte. Anders als Jacob Burckhardt, der sich angesichts des Aufkommens der industriellen Massengesellschaft auf ein melancholisches Alteuropa-Denken zurückgezogen hatte¹⁹, schlägt Troeltsch unter dem Eindruck des aufziehenden Antikolonialismus der „geschichtslosen Völker“ und der „Frage eines etwaigen Weltkampfes mit den gelben Rassen“²⁰ den Ton eines kämpferischen „Europäismus“ an, der nicht nur politisch, sondern explizit geschichtstheoretisch gemeint ist. „Es gibt für uns“, so Troeltsch, „nur eine Weltgeschichte des Europäertums“²¹, und an anderer Stelle schreibt er:

„So wird also die Universalgeschichte, die Geschichtsphilosophie und die Zukunftsgestaltung in Wahrheit zu einem möglichst einheitlichen Selbstverständnis des eigenen Gewordenseins und der eigenen Entwicklung. Für uns gibt es nur die Universalgeschichte der europäischen Kultur, die natürlich der vergleichenden Blicke auf fremde Kulturen praktisch und theoretisch bedarf, um sich selbst und ihr Verhältnis zu den anderen zu verstehen, die aber mit den anderen dadurch nicht etwa in eine allgemeine Menschheitsgeschichte und Menschheitsentwicklung zusammenfließen kann.“²²

Weitere Stellen aus Troeltschs *Historismus*-Buch ließen sich als Beleg für seinen „exklusiven Eurozentrismus“ (Jürgen Osterhammel) anführen, der nicht darum eurozentrisch ist, weil er von Europa aus auf die Welt blickt, sondern weil er das globale Geschehen ausschließlich unter der europäischen Wissensform der „Geschichte“ betrachtet. Ausdrücklich stellt Troeltsch sich in die Hegelsche Tradition und die von Hegel begründete Unterscheidung zwischen „geschichtlichen“ und „geschichtslosen Völkern“, und wie kaum ein anderer Autor nach ihm hat Troeltsch diese eurozentristische Geschichtsauffassung nochmals konzise zusammengefasst:

¹⁸ Siehe hierzu Ruddies, *Geschichte*, insbes. 199, 203–208; Gérard Raulot, „Patriotismus‘ und ‚Kultursynthese‘. Zu Ernst Troeltschs ‚Überwindung des Historismus‘“, in: Ders. (Hg.), *Historismus, Sonderwege und dritte Wege*, Frankfurt am Main 2001, 183–200.

¹⁹ Siehe hierzu Wolfgang Hardtwig, *Geschichtsschreibung zwischen Alteuropa und moderner Welt. Jacob Burckhardt in seiner Zeit*, Göttingen 1974.

²⁰ Troeltsch, *Historismus*, 712.

²¹ Ebd., 708.

²² Ebd., 710.

„Den außereuropäischen Gebieten fehlt das historische Selbstbewußtsein und die kritische Kenntnis der Vergangenheit, wonach nur der europäische Geist ein Bedürfnis empfunden hat. Aus diesem Grunde fehlen dort nicht nur – etwa abgesehen von der islamischen Kultur, die auch hierin von den Griechen gelernt hat, und von den chinesischen Annalen – auch die Urkunden, Quellen und Vorarbeiten im Sinne europäischen historischen Denkens. Unsere Historie und die der Leute draußen ist eben deshalb überhaupt nicht auf ein gemeinsames Niveau zu bringen und auf diesem zu einer Einheit zusammenzuschließen.“²³

Troeltschs „europäistischer“ Eurozentrismus war jedoch keineswegs rassistisch gemeint. Er lag vielmehr in der Struktur seines Historismus-Verständnisses mit seinem dreifachen normativen Bezug auf die Schriftlichkeit der Quellen, des reflektierten Traditionszusammenhangs der Historie als „Geschichte“ jenseits „mythisch-poetischer Bilder“ und der institutionellen Kontinuität durch Kirche und Staat begründet.²⁴

Mit der Idee eines „Aufbaus“ einer europäischen Kulturgeschichte, die auf der Verknüpfung von „gegenwärtiger Kultursynthese“ und „Universalgeschichte“ beruhte und die an die Stelle einer historischen Darstellung der europäischen „Entwicklungsgeschichte“ treten sollte, wollte Troeltsch „Geschichte durch Geschichte überwinden“.²⁵ Für eine historisch-kulturwissenschaftliche Analyse und Darstellung des Geschehens, die die „planetarische Weltsituation“²⁶ miteinbezieht, ist hiermit jedoch nichts gewonnen. Ein letztes Mal wird somit hier im Rückbezug auf Hegel ein geschichtstheoretischer Wurf vorgelegt, der allerdings schon im Schatten seines eigenen Arguments steht. Letztlich vermochte auch Troeltsch nicht dem Verdikt Nietzsches zu entrinnen, dass „ein Übermaß der Historie dem Lebendigen schade“.²⁷

Dies haben vor allem jene so gesehen, die, wie Martin Heidegger oder Rudolf Bultmann überzeugt waren von der „Tatsache“ – wie Bultmann 1924 gegen die von Troeltsch repräsentierte liberale Theologie und den Historismus schrieb –, „dass die Geschichte sich totgelaufen hat, dass ihre Sinnlosigkeit offenbar geworden ist“.²⁸ Des „Geschichtspantheismus“ und der Krise

²³ Ebd., 709.

²⁴ Vgl. ebd., 703–730. Zur generellen methodischen Struktur von Troeltschs Historismus s. die eingehende Studie von Rendtorff, *Geschichte*.

²⁵ Troeltsch, *Historismus*, 772.

²⁶ Ebd., 712.

²⁷ Nietzsche, *Vom Nutzen und Nachteil*, 258.

²⁸ Rudolf Bultmann, „Die liberale Theologie und jüngste theologische Bewegung“ (1924), in: Ders., *Glauben und Verstehen. Gesammelte Aufsätze, Bd. 1*, Tübingen 1964, 1–25, hier: 7. Zur existenzialtheologischen Kritik am Historismus s.a. Friedrich Wilhelm Graf, „Geschichte durch Übergeschichte überwinden. Antihistoristisches Denken in der protestantischen Theologie der 1920er Jahre“, in: Wolfgang Küttler/Jörn Rösen/Ernst Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs, Bd. 4: Krisenbewußtsein, Katastrophenerfahrungen und Innovationen 1880–1945*, Frankfurt am Main 1997, 217–244 (Kurztitel: Küttler/Rösen/Schulin (Hg.), *Geschichtsdiskurs*).

des Historismus suchten sie sich zu entledigen, indem sie sich vom historistischen Prozess- und Kontinuitätsdenken abwandten und den Blick auf das richteten, was sie „Geschichtlichkeit“ nannten und darunter das menschliche Dasein in der Zeit verstanden. Anstelle der entwicklungsgeschichtlichen Beschreibung des Gewordenseins, dem Metier der Geschichtswissenschaft, setzten sie die Analyse des existentiellen Geworfenseins des Daseins.

Die existenzialontologische „Geschichtlichkeit“ schob hiermit eine Reihe von Problemen beiseite, die die Krise des Historismus scheinbar ausweglos hinterlassen hatte.²⁹ Dies gilt nicht zuletzt für die problematische Unterscheidung zwischen „geschichtlichen“ und „geschichtslosen“ Völkern, die hierdurch vermeintlich gegenstandslos wurde. Allerdings haben Heidegger und Bultmann die eigene Historizität ihres Verständnisses von „Geschichtlichkeit“ kaum hinreichend reflektiert und diese stattdessen als Existenzial in einem dezisionistischen Akt zum anthropologischen Apriori gesetzt. Hierdurch wird zwar die Vermischung zwischen Geschehen und Geschichte umgangen, jedoch kehrt sie unter der veränderten Terminologie von „Geschichtlichkeit“ und „Historie“ als Geschichtsschreibung zurück. Vor allem aber hat weder Bultmann noch Heidegger die Geschichte als Geschehen sonderlich interessiert. Sie erschien ihnen „als „existential irrelevant“.“³⁰

Die Historie als Geschichtsschreibung folgt hiernach aus dem Existenzial der Geschichtlichkeit. Dies verbindet Heideggers und Bultmanns Denkansätze mit anderen aus dem weiteren Feld der Phänomenologie und der philosophischen Anthropologie, die sich in kritischer Auseinandersetzung mit Wilhelm Dilthey seit dem frühen 20. Jahrhundert formieren.³¹ Deren Diskurse durchzieht das Problem von Geschichte und Geschehen. Allerdings wird hier „Geschichte“ durchgängig zum „geschichtlichen“ Apriori umgedeutet, das dem menschlichen Geschehen immer schon unterliegt. Das historische Geschehen selbst bleibt analytisch unbeachtet, und das konzeptuelle Verhältnis zwischen Geschichte und Geschehen wird, trotz auffällig häufigen Gebrauchs

²⁹ Zu Heideggers Auseinandersetzung mit dem Historismus s. Jeffrey Andrew Barash, *Heidegger und der Historismus. Sinn der Geschichte und Geschichtlichkeit des Sinns*, Würzburg 1999.

³⁰ Heinrich Ott, *Geschichte und Heilsgeschichte in der Theologie Rudolf Bultmanns*, Tübingen 1955, 200.

³¹ Als Einstieg s. hierzu Gerhard Bauer, „Geschichtlichkeit“. *Wege und Irrwege eines Begriffs*, Tübingen 1963; Leonhard von Renthe-Fink, Art. „Geschichtlichkeit“, in: Joachim Ritter (Hg.), *Historisches Wörterbuch der Philosophie*, Bd. 3, Basel/Stuttgart 1974, 404–408; Carl F. Gethmann, „Geschichtlichkeit“, in: Jürgen Mittelstraß (Hg.), *Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie*, Bd. 3, 2. Aufl. Stuttgart/Weimar 1995, 752. Zur philosophischen Anthropologie unter dem Aspekt einer eigenen Denkströmung im 20. Jahrhundert s. Joachim Fischer, *Philosophische Anthropologie. Eine Denkrichtung im 20. Jahrhundert*, Freiburg 2008.